

AUSGABE 01 | Mai 2018

Stadtpunkte **THEMA**



Informationen zur Gesundheitsförderung



Thema

Psychosoziale Gesundheit fördern – Übergänge gut gestalten

Aus dem Inhalt

Raimund Geene
Transitionen.
Ein Handlungsansatz für
gelingende Gestaltung
von Übergängen

Christiane Färber
Psychosoziale Gesund-
heit stärken.
Programme und Pro-
jekte aus Österreich, der
Schweiz und Hamburg

Katharina Ehmann
Yvonne de Buhr
Gesundheit fördern
durch eine gute Gestal-
tung von Übergängen im
Kindes- und Jugendalter

Liebe Leserinnen und Leser,

das im Zuge der Landesrahmenvereinbarung zur Umsetzung der nationalen Präventionsstrategie konstituierte Strategieforum Prävention unter Leitung der Hamburger Gesundheitsensorin Cornelia Prüfer-Storcks hat im Jahr 2017 ein Gesundheitsziel für die folgenden drei Jahre festgelegt: die psychosoziale Gesundheit für alle Lebensphasen zu stärken. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) formuliert im Mental Action Plan 2013-2020 psychosoziale Gesundheit als den Zustand des persönlichen Wohlbefindens, in dem die Person ihre Fähigkeiten ausschöpfen, die normalen Lebensbelastungen bewältigen, produktiv arbeiten kann und es ihr möglich ist, etwas zur Gemeinschaft beizutragen. (Psychosoziale) Gesundheit ist ein komplexer Prozess. Sie wird durch soziale, wirtschaftliche, kulturelle und ökologische Faktoren und den persönlichen Lebensstil beeinflusst.

Die gute Gestaltung von Übergängen oder Transitionen spielt bei der Förderung psychosozialer Gesundheit eine entscheidende Rolle. Als Transitionen werden Ereignisse bezeichnet, die für das Individuum Herausforderungen darstellen, weil sie bedeutsame Veränderungen mit sich bringen und mit Chancen und Risiken verknüpft sind. Das kann der Übergang von der Kita in die Grundschule oder von der Erwerbsarbeit in die Rente sein. Übergänge finden sowohl auf der individuellen als auch auf struktureller Ebene statt.

Diese Stadtpunkte-Ausgabe stellt Perspektiven dar, wie Transitionen in unterschiedlichen Entwicklungs-, Lern- und Lebensphasen gut und gelingend gestaltet werden können und somit ein Beitrag zur Förderung der psychosozialen Gesundheit leisten. So beschreibt Raimund Geene von der Alice

Salomon Hochschule, Berlin School of Public Health in seinem einführnden Beitrag, wie Übergänge im Lebenslauf mit positiven Impulsen zu unterstützen sind, damit sie als selbstwertstärkend und gelungen erlebt werden können. Vor dem Hintergrund von Programmen und Projekten zur psychosozialen Gesundheit in Österreich und der Schweiz beschreibt Christiane Färber, Behörde für Gesundheit und Verbraucherschutz (BGV) Aktivitäten in Hamburg, beispielsweise im Rahmen der Landesgesundheitsstrategie „Pakt für Prävention – Gemeinsam für ein gesundes Hamburg“. Magdalena Arrouas vom österreichischen Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Konsumentenschutz stellt das Gesundheitsziel „Psychosoziale Gesundheit bei allen Bevölkerungsgruppen fördern“ vor. Es ist Teil der Gesamtstrategie Gesundheitsziele Österreich, welche den Ansatz Health in All Policies berücksichtigt. Warum eine gute Gestaltung von Übergängen im Kindes- und Jugendalter die Gesundheit fördern kann, thematisieren Katharina Ehmann und Yvonne de Buhr, HAG, und nehmen Bezug auf die bei der HAG entwickelten Projekte und Programme „Schatzsuche“ und „Landungsbrücke“. Weitere Artikel in dieser Ausgabe beleuchten Übergänge und psychosoziale Gesundheit im Kontext von Bildung, Pflege, Quartiersarbeit.

Wir danken allen Autor*innen für die Beteiligung an dieser Ausgabe und wünschen Ihnen eine anregende und abwechslungsreiche Lektüre.

Petra Hofrichter und Team

Inhalt

- 2 Editorial
- 3 Thema
- 3 Transitionen. Ein Handlungsansatz für eine gelingende Gestaltung von Übergängen
Prof. Dr. Raimund Geene
- 5 Psychosoziale Gesundheit stärken
Christiane Färber
- 7 Psychosoziale Gesundheit bei allen Bevölkerungsgruppen fördern
Drⁱⁿ. Magdalena Arrouas
- 9 Förderung der psychosozialen Gesundheit beim Übergang in eine Pflegefamilie
Klaus Schuller
- 10 Gesundheit fördern durch eine gute Gestaltung von Übergängen im Kindes- und Jugendalter
Katharina Ehmann | Yvonne de Buhr
- 12 Initiative Bildungsketten „Abschluss und Anschluss – Bildungsketten bis zum Ausbildungsabschluss“
Michael Schulte
- 14 Junge Menschen mit Pflegeverantwortung
Anna-Maria Spittel | Dr. Hanneli Döhner
- 16 Modellprojekt Qplus
Karen Haubenreisser
- 17 In Rente, aber aus dem Tritt
Lilo Berg
- 18 Mediothek
- 19 Impressum

Bestellen Sie unseren Newsletter „Stadtpunkte AKTUELL“: newsletter@hag-gesundheit.de oder unter www.hag-gesundheit.de. Er informiert Sie sechs Mal im Jahr über Aktivitäten und Veranstaltungen der HAG sowie über gesundheitspolitische Themen und Termine in Hamburg und auf Bundesebene.

Transitionen

Ein Handlungsansatz für eine gelingende Gestaltung von Übergängen

Die Ottawa-Charta hat mit ihrem Aufruf zu „gesunden Lebenswelten“ (Settings) deutlich gemacht, dass Gesundheit vor allem von gesunden Verhältnissen abhängt. In gesundheitsförderlichen Settings sollte gesundes Verhalten – gemäß dem WHO-Motto „Make the healthier way the easier choice“ – die leichtere Wahl sein. Insbesondere beim Eintritt in eine Lebenswelt wird Verhalten eingeübt. Dies zeigt sich gleichermaßen bei Aufnahme einer neuen beruflichen Tätigkeit oder Wechsel zu einem neuen Arbeitgeber, noch deutlicher sogar bei Eintritt in Kita oder Schule oder gar bei Gründung einer Familie – hier gilt es, jegliches Verhalten auf den Prüfstand zu stellen. Der fundamentalen Bedeutung dieser Übergänge ist bislang in Psychologie und Gesundheitswissenschaften nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Daher wird im Beitrag der Transitionsansatz als Herausforderung für die Gesundheitsförderung beschrieben. Nachfolgend wird zunächst dargestellt, in welcher Form und mit welchem Handlungs- und Erkenntnisinteresse der Transitionsansatz in unterschiedlichen Fachdiskursen entwickelt ist.

Übergänge im Lebenslauf

Der Transitionsansatz zielt darauf ab, Übergänge im Lebenslauf mit positiven Impulsen zu stützen, damit diese subjektiv als gelungen und selbstwertstärkend erlebt werden und einen guten Start in die jeweils neue Lebenswelt vorbereiten. Dieses in der Berufsorientierung (berufliche Einfädelungen etc.) bereits etablierte Konzept der Impulsförderung (Braun/Geier 2013) wird zunehmend adaptiert auch zur Eingewöhnung in die Kita genutzt sowie inzwischen mit erhöhter Komplexität auch auf Schuleintritt (speziell Kita-Schule) und -übergänge (Primar- in die Sekundarstufe) erfolgreich ausgeweitet. Fundiert ist der Ansatz insbesondere durch die ausführliche Diskussion mit einem eigenen Kapitel im 10. Kinder- und Jugendbericht 1998.

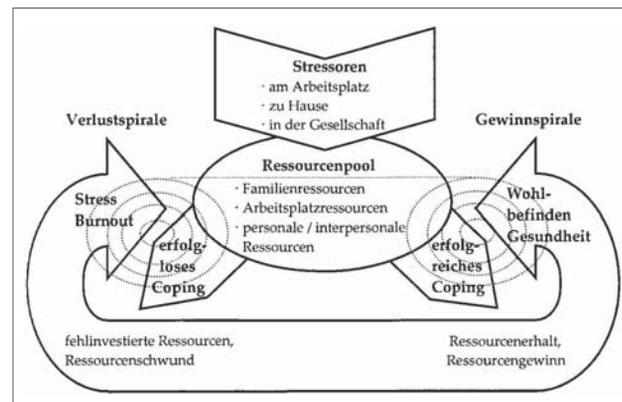
In der Kindheits- und Familiensoziologie sowie nachfolgend auch in den Bildungswissenschaften (insb. Elementarpädagogik und Pädagogik der beruflichen Übergänge) ist der Transitionsansatz insbesondere als zentrale Frage des Übergangs Kita zur Grundschule von Griebel/Niesel (2004, 2011) beschrieben worden, die ihrerseits wiederum anknüpfen an die familiensoziologischen Studien von Wassilios Fthenakis (1999, 2004). Sie stellen dar, dass und wie beim Eintritt in eine neue Lebensphase Verhalten eingeübt wird. Hier konnte mit dem Transitionsansatz gezeigt werden, dass Übergänge von Partnerschaft zur Familiengründung bzw. -werdung (Diole zur Triade, Fthenakis 1999), bei Eingewöhnung in die Kita und dem Übergang Kita – Grundschule (Geene/Borkowski 2009, 2017) sowie insbesondere bei Fragen der primärberuflichen Einfädelung (Braun/Geier 2013) substanzielle Voraussetzungen für das spätere Wohlbefinden darstellt, wobei hier umfänglich zu differenzieren ist nach institutionellen und individuellen Erfordernissen (vgl. Kroll 2011).

Auch im Bereich der Inklusionspädagogik wird Übergangsgestaltung als zentrale Herausforderung im Anschluss an die UN-Konvention der Rechte behinderter Menschen identifiziert (Jungk et al. 2011). Er wird auch zunehmend verwendet für eine Vielzahl von gesellschaftlichen Änderungs- bzw. Adaptionsprozessen (im Überblick: Schröder et al. 2013).

Modell kritischer Perioden

Der Transitionsansatz weist deutliche Parallelen auf zu dem in der Medizin verbreiteten Modell kritischer Perioden und den jeweiligen Entwicklungsfenstern spezifischer biologischer, psychologischer und sozialer Wachstumsprozesse (vgl. z.B.

Dragano/Siegrist 2006). Übergangsprozesse/Transitionen können sowohl zur Ressourcengenerierung als auch zu Ressourcenverlust beitragen, wie das Salutogenese-Modell nach Antonovsky (1997) oder nachfolgend ein vereinfachtes Modell in Anlehnung an Hobfoll (1989) aufzeigen:



Quelle: <http://elpub.bib.uni-wuppertal.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-5460/se1601.pdf>, S.112

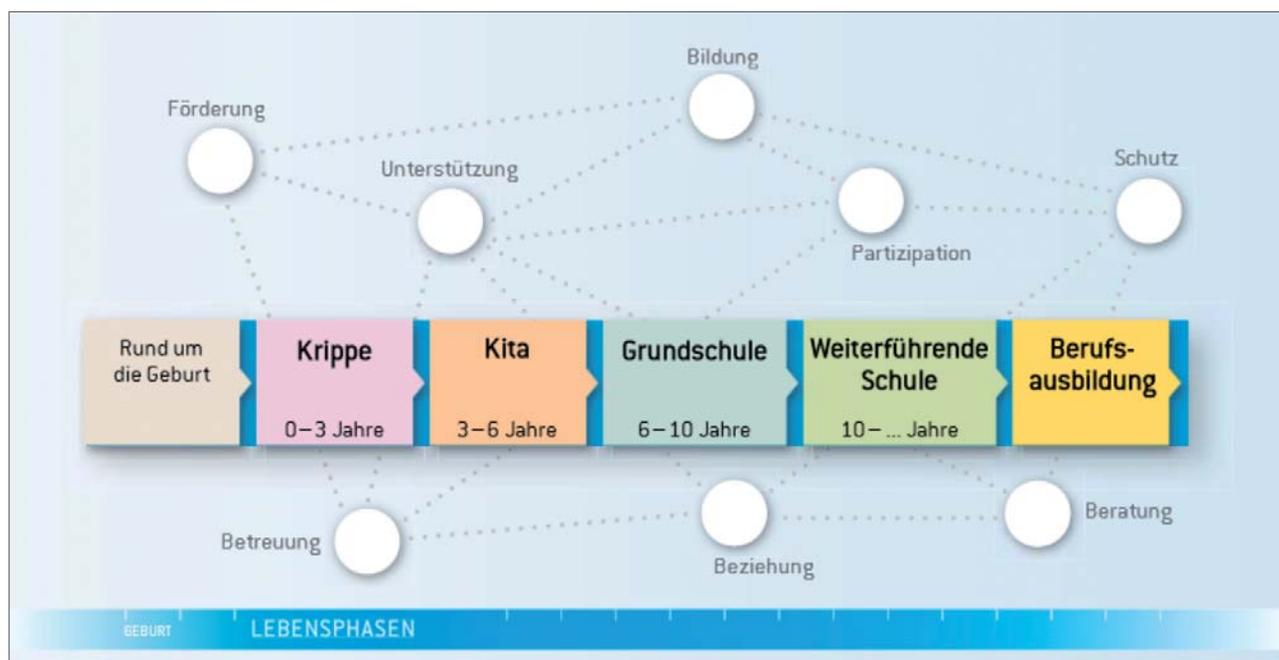
Schon im 10. Kinder- und Jugendbericht 1998 wurden Übergänge entwicklungspsychologisch als „Knotenpunkte im Entwicklungsverlauf“ gesehen, also als „Lebenslaufereignisse, die zu dem Zeitpunkt, da sie auftreten, als entscheidend und wegweisend empfunden werden, denen aber auch bei Rekonstruktionen der Biografie im Erwachsenenalter Bedeutung zugeschrieben wird“ (Kroll 2011). In dieser Betrachtung haben die Ereignisse zunächst keine festgelegte Bedeutung, sondern diese erhalten sie erst von den Menschen, die sie durchleben: „... nicht das Lebenslaufereignis als solches, sondern im entwicklungspsychologischen Sinne dessen Verarbeitung und Bewältigung lässt es zu einem Übergangserleben (Transition) werden“ (ebd.).

Arten von Übergängen

In lebenslauftheoretischer Perspektive lassen sich nach Kroll (2011) zwei Arten von Übergängen zeigen:

Kulturspezifische normative Lebenslaufereignisse, unterteilt in

- Biografisch-individuelle wie Geburt, Konfirmation, Heirat
- Biografisch-institutionelle wie Einschulung, Schulwechsel, Erwerbseinstieg sowie später -ausstieg



Quelle: https://www.fruehehilfen.de/fileadmin/user_upload/fruehehilfen.de/pdf/Publikation_Werkbuch_Praeventionskette.pdf, S. 16

Kulturspezifische nicht-normative Lebenslaufereignisse, unterteilt in

- Biografisch-individuelle wie unerwartete (Teenage-) Schwangerschaft, Tod oder auch soziale Isolation, Krise, Trauma; auch Arbeitsplatzverlust oder Scheidung
- Biografisch-institutionelle wie Hilfen zur Erziehung, z.B. Heimunterbringungen oder sogar Freiheitsentzug/Gefängnis (sowie jeweils auch umgekehrt: Rückführung)

Übergänge werden auch als gesellschaftliches Phänomen (Beispiel Arbeitslosigkeit) individuell erlebt. Besonders zugespitzt zeigt sich dies am Beispiel sozialer und kulturellen Veränderungen wie z.B. Migration oder auch Mauerfall. Hier wird zumeist von Transformation gesprochen, was jedoch individuell als Transition inkl. der eigenen subjektiven Bedeutungszuweisung erlebt wird.

Solche Anforderungen stellen immer wieder einen Entwicklungsstimulus dar (Oerter 1995) und können in einem dialektischen Modell der Entwicklung auch als besondere Bewährungsproben gesehen werden, aus deren positiver Bewältigung ein Entwicklungsschub resultieren kann. Insbesondere in der Frage intergenerativen Wechsels werden subjektive Brüche schon in den frühen Studien von Karl Mannheim (1926) als grundlegende Voraussetzung zur Neuaneignung tradierter Kulturgüter betrachtet.

Diesem verbreiteten Konzept ist jedoch kritisch entgegenzuhalten, dass es sich eines bildungsbürgerlichen Grundmodells von Generationenfolgen bedient, das für Menschen mit hohen sozialen Belastungen kaum nachvollziehbar ist, und dass es sich bei den Generationenbrüchen um ein Phänomen handelt, das jüngere Generationen deutlich weniger stark erleben als ältere (vgl. King 2013).

Anknüpfend an die dialektischen Konzepte kann andererseits konstatiert werden, dass Übergänge i.d.R. eine Grundstruktur vereint. Es geht um

- Trennung: Abschied vom „Alten“
- Übergangsprozess: Prozess des „Sich-Auseinander-Setzens“ mit dem Kommenden
- Neuanfang: Einstieg in das „Neue“

Die Art und Weise der Übergangsbegleitung beeinflusst die Entwicklung eines biografischen Selbstkonzepts. Interessant ist dafür insbesondere das gestaltpsychologische Modell der Passung von Kurt Lewin (1935). Dies zeigt: Je höher die Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung, desto eher kann von Übergangs-Krisen ausgegangen werden, die jeweils individuell erlebt werden, auch wenn sie gesellschaftlich initiiert sind (z.B. Arbeitsplatzverlust, Wohnortwechsel).

Potenziale des Transitionsansatzes

Erfolgsversprechend sind Impulsaktivitäten, die Schwierigkeiten bei den jeweiligen Übergängen abfedern und wesentlich zur besseren Integration in die jeweils neue Lebensphase und das Setting führen. Ein subjektiv als gut empfundener Start kann nachhaltig positiv wirken.

In Deutschland sind entsprechende Fördermaßnahmen entwickelt im Bereich der Familien- und Jugendhilfe wie Schwangerschaftskonflikt- und Familienberatungsstellen sowie die oben erwähnten Konzepte für Kitas und berufliche Übergänge sowie entsprechende Maßnahmen zu Schule und Beruf im Bildungsbereich (Länderregelungen). Sie werden flankiert durch Strukturmaßnahmen wie Kinderschutznetzwerke und lokale Bildungskonferenzen.

Im Gesundheitsbereich wird der Transitionsansatz vor allem in der Frage der Behandlungstransitionen durch verschiedene Lebensphasen diskutiert (z.B. Fortführung einer ADHS-Medikation bei jungen Erwachsenen, vgl. Sachverständigenrat 2009, oder auch therapeutische Konsequenzen einer Verrentung, Sachverständigenrat 2013). Auch wenn hier ein deutlich verkürztes und eher technisches Verständnis von Übergängen besteht, wird auch das subjektive Erleben der Übergänge berücksichtigt.

Noch stärker drückt sich dies aus in der aktuellen Ausdifferenzierung der Frühen Hilfen (Thyen & Pott 2016), die u.a. die Schnittstelle zwischen Jugend- und Gesundheitsressorts fokussiert (Geene 2016). Eine Grundlage bilden hier insbesondere die Erkenntnisse aus der Familiensoziologie (Fthenakis 2003) sowie Entwicklungs- (Gloger-Tippelt 1988) und Sozialpsychologie (Welzer 1993) zu den Anforderungen der Transition von der Partnerschaft zur Familienwerdung. Frühe Hilfen zielen unter diesem Aspekt darauf ab, die jeweils besonderen Belastungen in der Familienwerdung (wie Einnahmeverluste bei gleichzeitig erhöhtem Finanzbedarf/Armutsrisiko, berufliche Dequalifizierungsprozesse, Partnerschaftskonflikte) zu kompensieren. Maßnahmen der Kompensation können einerseits in Belastungssenkung bestehen, die individuell (z.B. Sondermittel der Stiftung Mutter & Kind, Haushaltshilfen, Hebammenleistungen) oder strukturell (z.B. kommunale Bereitstellung von lebensweltlichen kleinkind- und familiengerechten Angeboten bis hin zu spezifischem Wohnraum/Mehr-Generationen-Wohnen) ausgerichtet sein können. Andererseits sind Maßnahmen der Ressourcenstärkung denkbar (z.B. Selbstwirksamkeits- und Kompetenzstärkung über Modelllernen durch Familienhebammen oder in Selbsthilfeangeboten/Eltern-AGs). Das Ziel besteht darin, eine Negativschleife (sog. ‚Ressourcenverlustspirale‘, Hobfoll/Buchwald 2004) zu prävenieren und einen positiven Aufbruch (‚Ressourcengewinnspirale‘, ebd.) zu fördern. Eine wichtige Perspektive bietet der Transitionsansatz insbesondere für kommunale Gesundheitsförderung, die sich mittels

sog. „Präventionsketten“ um eine altersspannenübergreifende Gesundheitsförderung bemüht (Kilian & Lehmann 2014), ohne bislang über ein entsprechendes Konzept zu verfügen. Hier kann angeknüpft werden an den Aufbau von Frühen Hilfen über das Bundeskinderschutzgesetz seit 2012 (NZFH 2014).

Bedarfe für den Transitionsansatz

Die wesentlichen Gründe für eine verstärkte Berücksichtigung des Transitionsansatzes in der Gesundheitsförderung und Prävention sind im Überblick die nachfolgenden:

- Interventions-Bedarf:* im Übergang bestehen besondere Risiken, aber auch besondere Chancen
- Pädagogischer Bedarf:* die neu erlebte Situation ist der beste Zeitpunkt, gesundes Verhalten zu etablieren mit besonders hohen Wirkungen für Lebensverlauf der gesamten Familie, weil Mütter/Eltern/Familien insbesondere in den Übergangsphasen besonders lerninteressiert sind
- Ethische Anforderung:* Mütter/Eltern/Familien sind in den Übergangsphasen marginalisiert und besonders bedürftig hinsichtlich Interessenvertretung (Advocacy-Ansatz)
- Praktischer Bedarf:* Anleitungsoption für das wachsende Handlungsfeld der kommunalen Gesundheitsförderung, explizit im Bereich sog. „Präventionsketten“. (Geene & Borkowski, 2017)

Autor und Literatur: Prof. Dr. Raimund Geene, Alice Salomon Hochschule, Berlin School of Public Health, geene@ash-berlin.eu
www.ash-berlin.eu, <https://bsph.charite.de>

Psychosoziale Gesundheit stärken Programme und Projekte aus Österreich, der Schweiz und Hamburg

Im Juli 2017 fand in Hamburg im Rahmen des Paktes für Prävention (PfP) ein Erfahrungsaustausch zum Thema „Psychosoziale Gesundheit stärken“ statt. Beim PfP Kongress im September 2017 wurde darüber berichtet. Ein Fazit war, dass mehr Klarheit darüber hergestellt werden müsse, in welche Richtung die Schwerpunktsetzungen von Gesundheitsförderung und Prävention gehen sollen, um die psychosoziale Gesundheit für die Bevölkerung zu verbessern. Laut Weltgesundheitsorganisation (WHO) gehört dazu, dass Menschen ihre Fähigkeiten nutzen können, um die alltäglichen Anforderungen zu bewältigen, produktiv und fruchtbar zu arbeiten und einen Beitrag in der Gemeinschaft zu leisten. Man könnte sagen, dass alle Maßnahmen dazuzuzählen sind, die Menschen dabei unterstützen, das umzusetzen und sich dabei wohlfühlen (Grünbuch 2005). Das ist aber sehr allgemein formuliert und gleichzeitig subjektiv geprägt – wie überprüfen wir, dass sich die psychosoziale Gesundheit von Menschen durch bestimmte Maßnahmen in einem bestimmten Zeitraum und Gebiet verbessert? Wie werden die Rahmenbedingungen so gestaltet, dass die eigenen Ressourcen gefördert werden können und die Lebenszufriedenheit steigt? Diese Fragen werden aktuell im Rahmen des PfP und in verschiedenen Hamburger Stadtteilen diskutiert. Ein Blick über die Landesgrenze hinweg möchte aufzeigen, wie die Nachbarländer Österreich und Schweiz bei der Stärkung der psychosozialen Gesundheit vorgehen und gegebenenfalls Anregungen liefern.

Ein Blick nach Österreich (A)

Eine Arbeitsgruppe unter Leitung des Bundesministeriums für Gesundheit und Frauen hat im August 2017 den Bericht zum Gesundheitsziel 9 „Psychosoziale Gesundheit bei allen Bevölkerungsgruppen fördern“ vorgelegt. Damit soll – ähnlich wie in Hamburg – psychosoziale Gesundheit in allen Lebensphasen gefördert werden. Bei diesem Ziel wurde das Thema Versorgung einbezogen, da Prävention und Versorgung eng

verschränkt sind. Drei Wirkungsziele wurden definiert:

- Die Lebenswelten und -kompetenzen sind durch systematische und strukturierte Maßnahmen gestaltet und gestärkt.
- Lebenswelten sowie Gesundheits- und Sozialsystem stellen sicher, dass für psychosozial belastete Menschen, Menschen mit psychischen Erkrankungen und deren Angehörige niedrigschwellige, bedarfsgerechte Angebote zur Verfügung stehen (Unterstützung, Versorgung und Rehabilitation).

3. In allen Lebenswelten herrscht ein Klima des offenen, selbstverständlichen Umgangs mit individueller Vielfalt von psychosozialer Gesundheit und Krankheit.

Im Bericht sind Maßnahmen, die in den Lebenswelten umgesetzt werden, beschrieben. Im ersten Teil werden Maßnahmen im Arbeitsleben, die sich mit dem Aufbau von Kompetenzen zum Umgang mit psychischen Belastungen und verschiedenen Verfahren der Gefährdungsbeurteilung in Betrieben befassen, dokumentiert. Der zweite Teil umfasst Maßnahmen und Aktivitäten im Rahmen „Gesunder Nachbarschaften“. Mittels generationenübergreifendem Ansatz wird in sozial benachteiligten Sozialräumen (Grätzeln) kommunale Gesundheitsförderung initiiert, umgesetzt und nachhaltig verankert. Hier wird auf Nachbarschaft und die Netzwerke der dort lebenden Menschen sowie die Angebote im Stadtteil gesetzt. Dies entspricht den Vorgehensweisen in Hamburger Stadtteilen mit Koordinierungsbausteinen für Gesundheitsförderung, insbesondere den Aktivitäten in Lurup und Osdorfer Born. Dort wird aktuell und pilothaft ein gemeinschaftliches Vorgehen der Akteure erarbeitet, um die psychosoziale Gesundheit der Bevölkerung wohnortnah zu stärken.

Elternangebote – ähnlich den Frühen Hilfen mit allen wichtigen Informationen für Erziehungsberechtigte von Anfang an – gehören genauso in den Maßnahmenkatalog wie Aktivitäten im Setting Kita und Schule, sei es eine mobile psychologische Fachberatung in Kitas oder ein Netzwerk für Kinder psychisch kranker Eltern. Dabei fällt auf, dass fast alle im Bericht aufgeführten Maßnahmen längerfristig bestehen und nun systematisch in diese Bestandsaufnahme aufgenommen wurden. Neu ist die Aktualisierung und Verbreitung einer Broschüre für die gesamte Bevölkerung in Österreich über das zuständige Bundesministerium: 10 Schritte für psychische Gesundheit. Diese wendet sich mit Vorschlägen an die persönliche Kompetenz der Bürger*innen, gut für sich zu sorgen, bietet einen Selbsttest und Adressen von Anlauf- oder Auskunftstellen an.

Neue Maßnahmen zur Stärkung der psychosozialen Gesundheit (Gesundheitsförderung und Prävention, Wirkungsziel 1) können für 2018 über einen Rahmenvertrag beantragt und finanziert werden. Damit leisten pharmazeutische Unternehmen freiwillige Solidarbeiträge an die Krankenversicherungsträger.

Die Kooperation der Kostenträger im Sinne einer integrierten sektorenübergreifenden Versorgung (Wirkungsziel 2) wird mit einer Bedarfsanalyse und Pilotprojekten ab 2018 neugestaltet. Bis Ende 2018 soll auch ein Programm zur patientenzentrierten ärztlichen Gesprächsführung evaluiert und ausgerollt werden. Die Maßnahmen gemäß Wirkungsziel 3 zur Entstigmatisierung sind vergleichbar mit den Maßnahmen des Hamburger Angebotes psychenet – Netz psychische Gesundheit mit vielen Informationen und Aufklärungskampagnen zum Thema psychische Gesundheit und Erkrankungen.

Aktuell werden in Österreich von den Sozialversicherungsträgern Werkzeuge (tools) für objektive Bewertungsmechanismen der Erfolge und Schwächen von Maßnahmen erarbeitet.

Psychische Gesundheit in der Schweiz (CH)

Im Jahr 2015 legten das Bundesamt für Gesundheit, die Schweizerische Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektor*innen und der Stiftung Gesundheitsförderung Schweiz eine Bestandsaufnahme und Handlungsfelder zur psychischen Gesundheit vor. Ein Grundlagenbericht der Stiftung folgte 2016 unter dem Titel „Psychische Gesundheit über die Lebensspanne“. Darin geht es um die Weiterentwicklung der kantonalen Aktionsprogramme.

Der Bericht beschreibt u.a. Übergänge und kritische Lebensereignisse und misst ihnen einen hohen Stellenwert zu, da sie eine besondere Herausforderung für die psychische Gesundheit darstellen.

Übergänge bieten aber auch Chancen zur Stärkung der psychischen Gesundheit. Es wird darauf hingewiesen, gezielt an jene zu denken und nach ihnen zu fragen, die entweder kurz vor einem planbaren Übergang stehen oder die neu zu einer Zielgruppe bzw. zu einem Setting stoßen und dafür geeignete Rituale zu entwickeln.

Zu allen Lebensphasen werden Maßnahmen und spezifische Ansätze vorgeschlagen. Während auf Bundesebene mangels gesetzlicher Grundlagen bis heute kaum Präventions- und Gesundheitsförderungsmaßnahmen zum Thema Psychische Gesundheit umgesetzt wurden, haben in den letzten Jahren fast alle Kantone unter Einbezug von Gemeinden Aktivitäten entwickelt.

Bei der Projektförderung in den Aktionsprogrammen der Kantone (KAP) werden Schwerpunkte bei Kindern und Jugendlichen sowie Älteren gesetzt. Dafür können Anträge nach bestimmten Kriterien vergeben werden. Um zu verdeutlichen, auf welcher Ebene sich die Umsetzung bewegt, seien hier Beispiele für das Setting Schule genannt. Das sind aktuell die Projekte „Mind Matters – mit psychischer Gesundheit gute Schule entwickeln“ und „Stark im Stress für Schüler*innen“ nach einem Best-Practice-Programm aus Lüneburg. Ein Beispiel für die ältere Generation ist das Projekt „Tavolata“, bei dem Tischgemeinschaften in regelmäßigen Abständen zum Essen und Kochen zusammenkommen, um dadurch indirekt eine autonome Lebensweise älterer Menschen durch Vernetzung und gegenseitige Unterstützung zu fördern. In der Schweiz wird auf umfassende Informationskampagnen gesetzt, auch die „10 Schritte für die psychische Gesundheit“ werden medial über verschiedene Wege verbreitet. Bei der Aktion „Wie geht’s dir?“ im Kanton Bern wurden Fans eines Fußballvereins zum Thema psychische Gesundheit sensibilisiert und anschließend zum Public Viewing der WM-Qualifikation 2018 der Schweizer Nationalmannschaft eingeladen.

Fazit

Sowohl in Österreich als auch in der Schweiz sind die Vorgehensweisen ähnlich und es wird versucht, stärker systematisch vorzugehen, d.h. einen umfassenden und langfristig evidenzbasierten Referenzrahmen für die Förderung der psychischen Gesundheit (wie in Australien bereits seit 1997) sowie regional-spezifische Schwerpunkte zu entwickeln.



Über die Veränderung der Rahmenbedingungen insgesamt (Gesundheitsdeterminanten) und eine gesundheitsförderliche Gestaltung der Settings wird insgesamt wenig berichtet. Bezüglich der Überprüfung der Wirksamkeit von Maßnahmen ist noch viel Entwicklungsarbeit zu leisten. Eine stärkere Einbeziehung der Menschen vor Ort kann dazu führen, dass zukünftig die richtigen Maßnahmen gefördert und umgesetzt werden können.

Ausblick: Förderung der psychosozialen Gesundheit in jedem Lebensalter in Hamburg

Hamburg hat sich mit den Empfehlungen aus dem Pakt für Prävention (PfP) und den Entscheidungen des Strategieforums (LRV zur Umsetzung des PräVG) auf den Weg gemacht, die psychosoziale Gesundheit und deren Rahmenbedingungen in allen Lebensphasen zu stärken.

Psychosoziales Wohlbefinden kann durch öffentliche Maßnahmen gestärkt werden, insbesondere durch die Vermittlung sozialer Sicherheit. Dazu gehört, dass die Bürger*innen Respekt und Wertschätzung erleben. Dazu gehören auch

- soziale Kontakte und Unterstützung
- positive Gemeinschaftserlebnisse
- Erfahrungen von Selbstwirksamkeit
- vertrauenswürdige Ansprechpersonen an gut zu erreichenden Orten und in alltagsnahen Situationen
- niedrigschwellige Möglichkeiten, Lebenskompetenzen insgesamt, besonders auch Gesundheitskompetenzen weiterzuentwickeln.

Dafür wurde vom PfP eine Reihe von Gelingensfaktoren formuliert, die zukünftig bei der Umsetzung des Ziels berücksichtigt werden (<http://www.hag-gesundheit.de/uploads/docs/1675.pdf>). Dazu gehört beispielsweise, dass die Koordination und Vernetzung sozialräumlicher Gesundheitsförderung strukturell abgesichert wird – auch mithilfe gemeinsamer Budgets zur Vernetzung der Hilfesysteme. Wichtig ist auch, dass konsequent am Willen und den Ressourcen der Bürger*innen angesetzt wird und sie stärker Akteure für ihre eigenen Belange werden. Wichtig ist weiterhin, verbesserte Zugänge zu Angeboten zu schaffen, die es bereits gibt. Von großer Bedeutung ist dabei

die Unterstützung von professionellen und ehrenamtlichen Multiplikator*innen. Und nicht zuletzt sollen bestehende Begegnungsorte verschiedenster Art stärker für gesundheitsfördernde Maßnahmen genutzt werden.

Lokale Vernetzungsstellen wie die Kobas (Koordinierungsbausteine für Gesundheitsförderung) zeigen, dass über Verfügungs- bzw. Regionalfonds unbürokratisch und dennoch qualitätsorientiert niedrigschwellige Angebote für verschiedene Nachfragen zur Gesundheitsförderung gefördert und durchgeführt werden können (Ernährungs- und Bewegungskurse, Stressabbau, Entspannungsangebote usw.). Diese Stellen werden unterstützt, zusammen mit den bezirklichen Akteuren (KGFM, Sozialraummanagement u.a.), die Bedarfe zu ermitteln und zu planen. Dafür wird die Durchführung von Stadtteilkonferenzen empfohlen und seitens der BGV auch finanziell unterstützt.

In Lurup und Osdorfer Born ist in einem ersten Planungsprozess der Schwerpunktregionen Nordwest folgendes „Inventar“ für Gesundheitsförderung empfohlen worden: In Bürgerhäusern oder anderen Treffpunkten könnten verstärkt Angebote zur Gesundheitsförderung umgesetzt werden, nach dem Motto: Dort wo die Leute hingehen und sind, findet auch etwas zu Gesundheit statt. Auch niedrigschwellige Informationen rund um die Gesundheitsförderung können dort ausgetauscht und vermittelt werden, seien es alltagsnahe Bewegungsangebote oder Elterngespräche mit Kinderbetreuung oder ein Markt der Möglichkeiten mit verschiedenen Angeboten von Krankenkassen usw. oder bei Bedarf leicht zugängliche Mittagstische (mit Bring- und Holddiensten), verbunden mit gemeinsamem Kochen und Ernährungstipps von Fachleuten.

Es gibt viele Ideen und Vorschläge aus Richtung der Akteure vor Ort. Diese gilt es jetzt konkret zu planen und umzusetzen. Wie sagen die Hamburger*innen: Butter bei die Fische!

Autorin und Literatur: Christiane Färber, Behörde für Gesundheit und Verbraucherschutz, Amt für Gesundheit, Fachabteilung Prävention, Gesundheitsförderung und Öffentlicher Gesundheitsdienst, christiane.farber@bgv.hamburg.de

Psychosoziale Gesundheit bei allen Bevölkerungsgruppen fördern

Eine Arbeitsgruppe der Gesundheitsziele Österreich hat Ende 2017 einen Bericht zum Ziel „psychosoziale Gesundheit bei allen Bevölkerungsgruppen fördern“ vorgelegt. Bei allen Bevölkerungsgruppen, das bedeutet auch in allen Altersgruppen und bei jenen, die sich gerade in der sensiblen Phase eines Übergangs von einer Lebensphase in die nächste befinden.

Gesundheitsziele Österreich: ein Prozess, bei dem Health in All Policies gelebt wird

Gesundheitsziele gelten international als relevantes Steuerungsinstrument, um die Gesundheit der Bevölkerung langfristig zu verbessern. Um erfolgreich über die Grenzen unterschiedlicher Politik- und Gesellschaftsbereiche hinweg handeln zu können, braucht es Ziele. Gesundheitsziele unterstützen Verbindlichkeit, Transparenz sowie Partizipation. Übergeordnetes Ziel des Prozesses ist es, die Anzahl der in Gesundheit verbrachten

Lebensjahre in der Gesamtbevölkerung zu erhöhen. Hierbei wird spezielles Augenmerk auf die Bedürfnisse vulnerabler Gruppen gelegt. Es geht um mehr Gesundheit, Wohlbefinden und Lebensqualität für alle, unabhängig von Bildung, Einkommen, Herkunft, Wohnumgebung oder Geschlecht. Seit 2012 arbeiten bei diesem Prozess Vertreter*innen unterschiedlicher Politik- und Gesellschaftsbereiche eng zusammen, um auf allen Ebenen Rahmenbedingungen und Voraussetzungen für mehr Gesundheit zu identifizieren und entsprechende Maßnahmen

umzusetzen. Positive Wechselwirkungen zwischen Gesundheit und weiteren Politik- und Gesellschaftsbereichen, wie z.B. Arbeit, Soziales, Bildung, Familien und Jugend, können so effektiv genutzt werden. Health in All Policies als Strategie zur Integration von Gesundheit mit anderen Politik- und Gesellschaftssektoren wird bei den Gesundheitszielen Österreich gelebt.

Psychosoziale Gesundheit intersektoral fördern – Mental Health in All Policies

Psychosoziale Gesundheit definiert die WHO, als Zustand des Wohlbefindens, in dem ein Mensch seine Fähigkeiten ausschöpfen, die normalen Lebensbelastungen bewältigen sowie produktiv arbeiten kann, und im Stande ist, etwas zu seiner Gemeinschaft beizutragen. Psychosoziale Gesundheit ist neben individuellen Aspekten auch maßgeblich von sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und natürlichen Umweltfaktoren beeinflusst (Vgl. WHO Mental Action Plan 2013-2020, Gesundheitsziele Österreich Langfassung 2012). Der mittlerweile über 50 Jahre alte und gern zitierte Satz „There is no health without mental health“ drückt aus, dass es sich bei psychosozialer Gesundheit um eine Querschnittsmaterie handelt. Basierend auf diesem Verständnis haben sich 2016 und 2017 über 40 Stakeholder*innen intersektoral und interdisziplinär in einer Arbeitsgruppe damit beschäftigt, was sie gemeinsam und in ihren jeweiligen Wirkungsbereichen tun können, um psychosoziale Gesundheit noch besser in allen Bevölkerungsgruppen zu fördern. Die Arbeitsgruppe hat Handlungsfelder definiert und sich auf konkrete Wirkungsziele, Indikatoren sowie Maßnahmen geeinigt, die nun von den beteiligten Partner*innen in ihren jeweiligen Einflussbereichen implementiert werden. Das entwickelte Strategie- und Maßnahmenkonzept wurde im November 2017 in Form eines Berichtes publiziert, welcher auf der Webseite der Gesundheitsziele Österreich unter <https://gesundheitsziele-oesterreich.at/links-publikationen-deutsch/> heruntergeladen werden kann. Die Arbeitsgruppe wird sich im Juni 2018 wieder treffen, um den weiteren Prozess der Umsetzung zu diskutieren und ein Berichtsupdate mit neuen Maßnahmen zu erarbeiten.

Gesund und glücklich von einer Lebensphase in die nächste – wie kann das gelingen?

Die im Bericht zum Gesundheitsziel „psychosoziale Gesundheit bei allen Bevölkerungsgruppen fördern“ formulierten Maßnahmen adressieren eine Vielzahl von Zielgruppen: die allgemeine Bevölkerung, vulnerable Gruppen und Personen in belastenden Lebenssituationen, psychosozial belastete Menschen, Menschen mit psychischen Erkrankungen und deren Angehörige sowie jene, die einer relevanten (im psychosozialen Bereich tätigen) Berufsgruppe angehören. Bei Auswahl der Maßnahmen wurde Augenmerk darauf gelegt,

dass psychosoziale Gesundheit dadurch tatsächlich in allen Lebensphasen gefördert werden soll: In Kindheit und Jugend, im Erwerbsalter und im Pensionsalter. Auch der Tatsache, dass Transitionsphasen (z.B. die Pubertät) besonders sensibel und wichtig für die psychosoziale Entwicklung sind, wird Rechnung getragen. Im Maßnahmenpaket sind u.a. Informationsangebote zu Erziehungsfragen (www.eltern-bildung.at), Angebote zur Unterstützung der Kinder psychisch kranker Eltern sowie zur psychosozialen Gesundheit in den Settings Schule und offene Jugendarbeit enthalten.

Außerdem können aber auch Querverbindungen zu den Wirkungszielen und Maßnahmen weiterer Gesundheitsziele gezogen werden. Ein Wirkungsziel zum Gesundheitsziel „Gesundheitliche Chancengerechtigkeit für alle Menschen in Österreich sicherstellen“ lautet etwa „Sozialen Aufstieg im Lebensverlauf und über die Generationen ermöglichen“. Dass die erfolgreiche Bewältigung bestimmter Übergänge (z.B. von der Ausbildung ins Berufsleben) hier eine besonders kritische Rolle spielt, liegt auf der Hand. Deshalb wird zur Erreichung dieses Wirkungsziels u.a. mit Maßnahmen zur Berufsorientierung und Kompetenzstärkung angesetzt. Abgesehen davon, sind aber auch zum Gesundheitsziel „Gesundes Aufwachsen für Kinder und Jugendliche bestmöglich gestalten“ starke Querverbindungen zu erkennen. Das bezieht sich insbesondere auf die Maßnahmen zum Wirkungsziel „Lebenskompetenz von Kindern und Jugendlichen stärken und dabei Bildung als zentralen Einflussfaktor für Gesundheit nutzen“, die unter anderem

in Schulen, ganztägigen Schulbetreuungseinrichtungen und in der außerschulischen Jugendarbeit sowie in puncto Elternbildung, Partizipation, Medienkompetenz und Arbeitsmarkt die Bedingungen eines gesunden Aufwachsens für Kinder und Jugendliche verbessern und ihnen somit einen erfolgreichen zukünftigen Lebensweg ermöglichen sollen. Eine aktuelle Maßnahme, die hier besonders hervorzuheben ist, wäre „Welcome to Life – Gesundheitsförderung für Care-Leaver“. Sie richtet sich an junge Erwachsene, die in Einrichtungen der Jugendhilfe betreut wurden und aufgrund des Endes dieser öffentlichen Maßnahme mit 18 Jahren abrupt alleingelassen sind. Die Care-Leaver werden dabei unterstützt, ihr soziales Netz auszubauen, es werden ihnen Mentorinnen und Mentoren zur Seite gestellt, wobei das der Jugendhilfe nachfolgende Hilfesystem aktiviert und verbessert werden soll. Treffpunkte, die durch Fachkräfte begleitet werden, werden für sie eingerichtet, und sie werden auch über soziale Medien vernetzt. So werden sie dabei unterstützt, den Übergang in ein eigenständiges Erwachsenenleben erfolgreich zu bewerkstelligen.



Autorin und Literatur: Drⁱⁿ. Magdalena Arrouas, Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Konsumentenschutz Wien (Österreich), magdalena.arrouas@bmg.gv.at
www.bmgf.gv.at

Förderung der psychosozialen Gesundheit beim Übergang in eine Pflegefamilie

Erinnern Sie sich noch an Ihren letzten Wechsel des beruflichen Umfeldes: Wahrscheinlich waren Sie, obwohl Sie den „Zuschlag“ bekommen hatten, zu Beginn sehr verunsichert. Es könnte sein, dass Ihre Gesamtverfassung entsprechend war: Aufregung beim Weg zur Arbeit, vor jedem Treffen, vor jeder Teamsitzung. Vielleicht haben Sie einige Zeit nach diesem Wechsel einmal resümiert, wie es Ihnen eigentlich ging: Waren Sie längere Zeit auf erhöhtem Stressniveau, auch in der Freizeit kaum für etwas zu gebrauchen, da jede Energie verbraucht war? Vermutlich war auch in den ersten Wochen die persönliche Ansprache durch einzelne Kolleg*innen sowie das Interesse an Ihrer beruflichen Herkunft und an Ihrer Kompetenz und Persönlichkeit sehr wichtig. Irgendwie wird es gelingen sein, nach und nach ein wenig Sicherheit zu gewinnen. Ob je jemand Ihrer neuen Kolleg*innen wahrgenommen hat, auf welchem Stressniveau Sie unterwegs waren? Vermutlich konnten Sie allmählich den Stil des Hauses aufnehmen und verstehen, einiges von der Kultur übernehmen und später dann auch durch eigene Impulse mitgestalten. Irgendwann – ohne den Punkt bewusst wahrgenommen zu haben – konnten Sie dann feststellen, dass Sie sich im Team sehr zuhause und heimisch fühlen, Belastungen und Stress gut aushalten können, ohne sich bedroht zu fühlen oder das System in Gefahr zu sehen. Sie sind angekommen!

Jeder Vergleich hinkt ein wenig, dennoch glaube ich, hier einen guten Ausgangspunkt für das zu haben, was mir wichtig erscheint. Wenn ein Kind eine vertraute Umgebung verlässt – meistens von Erwachsenen zum Wohlergehen des Kindes veranlasst – gehen wir davon aus, dass es in der neuen Umgebung grundsätzlich eine gute Versorgung erfährt. Dies bezieht sich umfassend auf psychische und physische Versorgung und auf die soziale Einbindung, eben darauf, wie sich ein Kind mit Gleichaltrigen in Verbindung setzt, anfreundet und in Beziehung setzt.



aber sehr deutlich verändert ist. Um Kinder dabei zu unterstützen, in der neuen Situation zurechtzukommen, brauchen wir sehr gute Bedingungen, müssen genau hinsehen und wissen, was geschieht.

Feinfühliges Verhalten

Basis der kindlichen Entwicklung ist die Wahrnehmung und Artikulation eigener Bedürfnisse. Wenn ein Kind immer wieder auf's Neue erfährt, dass die eigenen Be-

dürfnisse gut reguliert werden können, dass es in jeglicher Hinsicht gut versorgt ist, entwickelt es ein inneres Bild, das durch Zuversicht geprägt und so ein guter Startpunkt für weitere Schritte ist.

Aus der Bindungsforschung ist mittlerweile gut bekannt, dass ein feinfühliges Verhalten der Bindungspersonen für die Entwicklung von sicheren Bindungen eine zentrale Größe ist. Es zeichnet sich dadurch aus, dass Bedürfnisse und Regungen des Gegenübers erkannt werden und dass die Reaktion darauf prompt und angemessen ist. Bei Säuglingen und Kleinkindern brauchen wir hierfür ein anderes Repertoire als bei Schulkindern oder gar Jugendlichen. Übergreifend stellt sich die Frage, was das Kind braucht, um sich sicher und gut versorgt zu fühlen, ohne sich zu sehr anzupassen und zu begrenzen.

Verstehbarkeit, Handhabbarkeit, Sinnhaftigkeit

Die Entstehung von Gesundheit – Salutogenese – ist von einem guten Kohärenzgefühl abhängig. Und dieses wiederum beinhaltet die Aspekte Verstehbarkeit, Handhabbarkeit und Sinnhaftigkeit. Für Kinder in der besonderen Stresssituation beim Übergang in eine Pflegefamilie bedeutet dies: Alle Beteiligten müssen sich darüber bewusst sein, dass sie etwas zum Gelingen beitragen können.

- Verstehbarkeit herstellen: Gut wäre, wenn ein Kind verstehen kann, warum es in diese neue Situation gelangt. Dies ist sicher nicht immer möglich, aber wenn es gelingt, ist es hilfreich.
- Handhabbarkeit unterstützen: Das Gefühl zu haben, den Anforderungen zu genügen, ist wichtig. Dazu gehört, zu

Das Bindungssystem ist alarmiert

Die Fachleute aus Jugendhilfe und Pflegefamilienberatung bemühen sich sehr, gute Bedingungen für psychosoziale Gesundheit zu schaffen. Aber: Das Kind weiß nicht, was wir wissen. Auch wenn es viele Informationen darüber bekommt, gibt es noch einen gravierenden Unterschied zwischen theoretischem Wissen und ganz konkret praktischem Erleben. Was eine Fremdunterbringung für das Kind mit sich bringt, ist das Fremde. Es tritt Kindern unvermeidbar entgegen. Auf einer emotionalen Ebene ist es spürbar und bedeutsam und hat noch einmal besondere Kraft, weil es die Kinder meistens in einer sehr verunsicherten Situation trifft. Das Bindungssystem ist im höchsten Maße alarmiert, und in dieser Situation kommt das Kind in eine neue Familie. In der neuen Familie sind fremde Menschen, die anders aussehen, sich anders kleiden, anders sprechen – manchmal vielleicht bis hin zu einer fremden Sprache (zumindest in der Klangmodulation, im Wortschatz etc.). Es sind fremde Gerüche, fremde Räume, fremde Geräusche, fremdes Essen, fremde Stimmen, fremde Gewohnheiten. Wenn viele dieser Aspekte zusammenkommen, fühlt sich aus Sicht eines Kindes die Fremdunterbringung vielleicht sogar wie ein Kulturwechsel an.

Für jedes Kind ist mit dem Wechsel in eine neue Familie ein erhöhter Stresslevel verbunden. Untersuchungen aus der Bindungsforschung zeigen, dass man Kindern das nicht ansieht, sondern dass sie nach außen ruhig wirken, ihr Cortisolspiegel



wissen, welche Erwartungen, Gewohnheiten etc. es in der neuen Familie gibt.

- Sinnhaftigkeit ermöglichen: Die Gegebenheiten und Anforderungen in der neuen Lebenssituation müssen als sinnvoll und wichtig angesehen werden, damit sie angenommen werden und es sich lohnt, sie anzustreben.



„Schön, dass du da bist.“

Wenn ein Kind aus seiner bisher bekannten Umgebung in eine neue Familie kommt, müssen wir darauf achten, dass es so viel Orientierung wie möglich bekommt. Es ist wichtig, viele kleine Schritte in Richtung auf ein Miteinander zu machen. Ein klares und fürsorgliches Beziehungsangebot ist dabei genauso wichtig wie ein gutes Timing. Viele Dinge, die der Umzug eines Kindes in eine andere Familie mit sich bringt, sind nicht veränderbar. Was wir tun können, ist die Gestaltung des

Neuen, ohne das Alte zu negieren! Das alte und das neue Leben müssen sich im Inneren des Kindes miteinander arrangieren. Was dabei helfen kann: Menschen, die sagen; „Schön, dass du da bist!“ Freundliche Worte, die empfangen und willkommen heißen, nicht nur einmal, sondern kontinuierlich, ohne dass das Kind etwas dafür tun muss! Akzeptanz für alles, was es mitbringt! Zeit, sich an fremde Gerüche zu gewöhnen! Zeit, sich fremde Räume zu erschließen, vor fremden Geräuschen nicht zu erschrecken, fremdes Essen zu probieren und vielleicht dann auch zu mögen, sich an fremde Stimmen zu gewöhnen und zu verstehen, wie das, was sie sagen, gemeint ist. Zeit, sich an fremde Gewohnheiten, Abläufe, Regeln zu gewöhnen.

Ankommen

Kinder brauchen Gelegenheiten, immer wieder etwas von sich einzubringen. Sie brauchen Menschen, die zeigen, dass sie Interesse an ihnen haben, die helfen, wenn sie einmal nicht weiterkommen, die sie unterstützen, wenn sie in Altem festhängen. Sie brauchen Menschen, die sich Zeit nehmen und sich selbst Zeit geben, um in das Leben und Erleben des Kindes Eingang zu finden. Also: Es ist mit Sicherheit für jedes Kind eine sehr große Herausforderung in einem neuen Umfeld anzukommen, sich einzulassen und zu gewöhnen, Sicherheit darüber zu gewinnen, dass das neue Umfeld gut ist und bleibt (!) und dass die Menschen unterstützend, fürsorglich und wohlgesonnen sind. Wenn das gelingt, kann es auch in einer neuen Familie für Kinder das Gefühl von Zuhause und Angekommen-Sein geben, ohne den vergangenen Teil des Lebens ins Unbewusste zu verdrängen.

Autor: Klaus Schuller, PFIFF gGmbH

klaus.schuller@piff-hamburg.de, www.piff-hamburg.de

Gesundheit fördern durch eine gute Gestaltung von Übergängen im Kindes- und Jugendalter

Im Verlauf des Lebens erfährt jeder Mensch eine Vielzahl von biographischen Übergängen bzw. Transitionen. Diese sind in der Regel verbunden mit dem Abschied von Vertrautem und machen es erforderlich, sich auf Neues einzulassen. Übergänge sind stets mit persönlichen Veränderungen verbunden und stellen längerfristige Prozesse dar, die jeweils in einen sozialen Kontext eingebettet sind. Je nach Bewältigung können sich Übergänge positiv oder negativ auf die weitere Entwicklung eines Individuums auswirken, was die Bedeutsamkeit einer gelingenden Übergangsgestaltung im Kindes- und Jugendalter aufzeigt.



Im Verlauf des Lebens erfährt jeder Mensch eine Vielzahl von biographischen Übergängen bzw. Transitionen. Diese sind in der Regel verbunden mit dem Abschied von Vertrautem und machen es erforderlich, sich auf Neues einzulassen. Übergänge sind stets mit persönlichen Veränderungen verbunden und stellen längerfristige Prozesse dar, die jeweils in einen sozialen Kontext eingebettet sind. Je nach Bewältigung können sich Übergänge positiv oder negativ auf die weitere Entwicklung eines Individuums auswirken, was die Bedeutsamkeit einer

gelingenden Übergangsgestaltung im Kindes- und Jugendalter aufzeigt.

gelingenden Übergangsgestaltung im Kindes- und Jugendalter aufzeigt.

Griebel und Niesel (2004) beschreiben Transitionen als Lebensereignisse, „die eine Bewältigung von Veränderungen auf mehreren definierten Ebenen erfordern – der individuellen, interaktionalen und der kontextuellen – und in der Auseinandersetzung des Einzelnen und seines sozialen Systems mit gesellschaftlichen Anforderungen Entwicklungen stimulieren und als bedeutsame biographische Erfahrungen in der Identitätsentwicklung ihren Niederschlag finden“ (S. 36). Entscheidend für die Bewältigung von Transitionen sind bewältigungsbezogene Kompetenzen und Ressourcen aller am Übergang beteiligten

Im jüngsten Modellprojekt der HAG soll das Eltern-Programm Schatzsuche um die Lebensphase von 6 bis 10 Jahre erweitert und die Stärkung der Resilienz im Übergang von der Kita in die Schule in den Blick genommen werden. Schatzsuche ist ein Programm zur Förderung des seelischen Wohlbefindens von Kindern in der Kita, welches als lebensweltbezogene Maßnahme im Rahmen einer Modellphase von Oktober 2010 bis Dezember 2013 von der HAG entwickelt und seit 2014 verstetigt wurde. Informationen zum Programm unter www.schatzsuche-kita.de

Personen (Kinder/Jugendliche, Eltern, Fachkräfte etc.). In der Reihe von Übergängen eines Individuums zwischen Familie und Bildungseinrichtungen hat – abgesehen vom ersten Eintritt des Kindes in eine außerfamiliale Einrichtung – der Übergang von der Kindertagesstätte (Kita) in die Schule eine besondere Bedeutung.

Anforderungen auf Ebene des Kindes

Veränderungen auf individueller Ebene beziehen sich auf die Identitätsprozesse des Kindes (Veränderung der Identität des Kindes vom Kitakind zum Schulkind), die Bewältigung von Emotionen (z.B. Freude, Angst, Ungewissheit) sowie den Erwerb neuer Kompetenzen. Auf der Beziehungsebene (interaktionale Ebene) sind beispielsweise Verluste von Beziehungen (z.B. Erzieher*innen), die Aufnahme neuer Beziehungen (z.B. Lehrer*innen) oder auch Veränderungen in Bezug auf Rollenerwartungen zu nennen. Auf der Umweltebene (kontextuelle Ebene) sind Transitionen meist mit neuen Strukturen, Anforderungen und Regeln verbunden. Unterschiedliche Lebensbereiche müssen hierbei miteinander in Einklang gebracht werden.

Anforderungen auf Ebene der Eltern

Auf der individuellen Ebene übernehmen Eltern eine Mitverantwortung für den Schulerfolg des eigenen Kindes. Eine besondere Herausforderung ist hierbei, die Individualität des Kindes im Blick zu haben und entsprechend die eigene Erwartungshaltung an das Leistungsvermögen des Kindes anzupassen. Eltern sind aktive Begleiter*innen der Kinder im Übergang und zeitgleich selbst mit einer neuen Rolle bzw. einem Statuswechsel (Eltern eines Schulkindes zu sein) konfrontiert, was auch mit einer partiellen Abgabe von Kontrolle verbunden ist. Unterschiedlichkeiten im Schulsystem im Vergleich zu früher oder anderen Herkunftsländern führen dazu, dass bei der Übergangsbewältigung nicht einfach auf die eigenen (schulischen) Erfahrungen zurückgegriffen werden kann. Eltern sind im Übergang gefordert, ihre Kinder in Bezug auf deren Selbstständigkeit und Unterstützungsbedarf gut zu begleiten und gemeinsam mit den pädagogischen Fachkräften eine Bildungs- und Erziehungspartnerschaft zu entwickeln (interaktionale Ebene). Der dafür erforderliche Vertrauensaufbau ist in hohem Maße von der Beteiligungskultur der Schule und den jeweiligen Lehrkräften abhängig. Auf der kontextuellen Ebene müssen sich Eltern ab der Einschulung des Kindes

auf veränderte Tages-, Wochen- und Jahresabläufe einstellen. Dies bringt nicht nur eine Umgestaltung des Familienalltags und die Organisation von Betreuungszeiten in unterrichtsfreien Zeiten mit sich, auch das Vertrautmachen mit neuen Regeln, Anforderungen oder Gestaltungsmöglichkeiten im Lebensbereich Schule gehört dazu.

Anforderungen auf Ebene der pädagogischen Fachkräfte

Für einen gelungenen Übergang zwischen den Institutionen Kita und Schule sind ein systemübergreifender Kompetenzzuwachs und eine gleichwertige Zusammenarbeit der pädagogischen Fachkräfte von Bedeutung. Verbindliche Kooperationen zwischen Kita und Schule machen intensive Kommunikations- und Reflexionsprozesse erforderlich, wie beispielsweise in Bezug auf die Einigung gemeinsamer Entwicklungsziele, Anerkennung der institutionellen Verschiedenheiten und Professionen sowie die Kommunikation zwischen Kita und Schule auf Augenhöhe. Eine wesentliche Voraussetzung für einen erfolgreichen Verlauf dieser Prozesse ist, dass den pädagogischen Fachkräften dafür die notwendige Zeit eingeräumt wird.



Übergänge im Jugendalter

Das Jugendalter, die sogenannte Adoleszenz, ist gekennzeichnet durch eine Vielzahl von Veränderungen. Sie finden sowohl auf körperlicher, als auch geistiger wie sozialer Ebene statt. Der junge Mensch macht in dieser Zeit eine Menge unterschiedlicher Erfahrungen und ist mit diversen Entwicklungsaufgaben konfrontiert und muss lernen, diese Veränderungen zu akzeptieren.

Der Übergang von der Schule in die Arbeitswelt ist für Jugendliche heute anspruchsvoller denn je und wird oft unterschätzt. Immer mehr junge Menschen sind diesen Herausforderungen nicht mehr gewachsen. Die Gründe dafür sind vielfältig und von Person zu Person unterschiedlich. Sei es, weil sich die Jugendlichen im Dschungel der vielfältigen Möglichkeiten nicht zurechtfinden, ihnen der Glaube an die eigene berufliche Zukunft fehlt oder sie oft vergebens nach glaubhaften Vorbildern suchen.

Anforderungen auf Ebene des Jugendlichen

Eine der Hauptaufgaben ist die Ablösung vom Elternhaus, es werden Vorstellungen entwickelt, wie die eigene zukünftige

Im HAG Modellprojekt „Landungsbrücke – Übergänge meistern“ wurden innerhalb der letzten fünf Jahre die Bedürfnisse und Bedarfe von jungen Menschen in der Übergangsphase Schule – Beruf bzw. Schule – Studium partizipativ mit den Zielgruppen geklärt und settingorientierte Maßnahmen zur Förderung des seelischen Wohlbefindens entwickelt und durchgeführt. Informationen zum Projekt unter www.hag-landungsbruecke.de



Partnerschaft und Familie gestaltet werden sollen. Erlernete Werte werden kritisch vor dem Hintergrund überprüft eine persönliche Weltanschauung zu entwickeln. Die Jugendlichen werden sich klar darüber, welche Werte sie vertreten und an welchen Prinzipien ihr Handeln ausgerichtet wird. Neue, reifere Beziehungen zu Altersgenossen beiderlei Geschlechts werden aufgebaut. Eventuell wird auch die Zugehörigkeit zu einer Gruppe gesucht. Gleichzeitig beginnen die jungen Menschen bewusst die weibliche oder männliche Geschlechterrolle zu übernehmen, indem sie sich geschlechtsspezifische Verhaltensmuster aneignen. Häufig haben die Jugendlichen ihre erste ernstere Partnerschaft. In dieser Phase der Entwicklung ist der*die Jugendliche also geprägt von Identitätsfindung, er*sie versucht sein*ihr Leben zu planen, und Ziele anzusteuern, von denen er*sie annimmt, dass sie erreichbar sind. Dies ist keineswegs leicht. Der junge Mensch muss eine Menge Konflikte mit dem Umfeld austragen, um die persönliche Entwicklung zu behaupten. Er ist oftmals gesellschaftlichem und kulturellem Druck ausgesetzt. Gleichzeitig ist der Körper von Jugendlichen stark beansprucht durch die biologischen Veränderungen. Gefühle wie Angst, Frustration und Überforderung können sich in nervösem, unkonzentriertem, impulsivem Verhalten. In verschiedenen aktuellen Studien (u.a. KiGGS, BELLA, HBSC) wird von zunehmenden Stresssymptomen bei Jugendlichen wie Bauchschmerzen, Appetitlosigkeit oder Herzklopfen berichtet. Auch psychische Probleme wie Gefühle der Anspannung und Überforderung wurden vielfach berichtet. Hohe Erwartungshaltungen im familiären Umfeld, die sich u.a. über gesellschaftliche Leitbilder und Ansprüche sowie von Lehrenden als auch von Arbeitgeber*innen im Selbstbild verankern, führen zu negativen Gefühlen wie Frustration, Enttäuschung und Lustlosigkeit. Diese können wiederum mit einer Demotivation, sich für die eigene berufliche Zukunft zu engagieren, einhergehen. In der Übergangsphase dominieren Fragen der persönlichen Selbstfindung, des Herausfindens von beruflichen Interessen und der Beschaffung von Informationen über Berufe und Betriebe. Die Identifizierung des eigenen Berufswunsches und die Suche nach einem passenden Studien-

Ausbildungs- oder Praktikumsplatz nehmen einen hohen Stellenwert ein.

Anforderungen auf Ebene der pädagogischen Fachkräfte

In der Übergangsphase werden individuelle Gespräche mit Lehrenden oder externen Personen (Berater*innen, Psycholog*innen) über die persönliche Situation und die gemeinsame Entwicklung von realistischen Zukunftszielen von jungen Erwachsenen als hilfreich empfunden. Geschätzt werden Pädagog*innen/Arbeitgeber*innen, die den jungen Menschen eine wertschätzende Haltung entgegenbringen. Haben Jugendliche Vertrauen zu einer (Lehr)Person entwickelt und nehmen diese aufgrund ihrer wertschätzenden Grundhaltung an, fällt es ihnen leichter, über persönliche Probleme und Anliegen zu sprechen. Die jungen Menschen wünschen sich die Möglichkeit zur Mitgestaltung von Unterricht, Studium und Ausbildung, um sich mit ihren persönlichen Bedürfnissen einbringen zu können.

Fazit

Durch die Umsetzung von settingorientierten Maßnahmen in Kita, Schule oder Berufsvorbereitung ergeben sich eine Reihe von Chancen für eine positive Gestaltung von biographischen Übergängen. Hierzu ist es wichtig die bewältigungsbezogenen Kompetenzen und Ressourcen aller am Übergang Beteiligten in den Blick zu nehmen. Eine wesentliche Rolle bei der Übergangsgestaltung spielt die Einbindung des sozialen Umfelds der Kinder und Jugendlichen sowie die Sensibilisierung der begleitenden pädagogischen Fachkräfte. Aufgabe der Gesundheitsförderung ist es, insbesondere Menschen in schwieriger sozialer Lage zu erreichen und deren Selbstwirksamkeitserwartung und seelische Widerstandsfähigkeit (Resilienz) zu stärken.

Autorinnen und Literatur: Katharina Ehmann, katharina.ehmann@hag-gesundheit.de; Yvonne de Buhr, yvonne.debuhr@hag-gesundheit.de, Hamburgische Arbeitsgemeinschaft für Gesundheitsförderung e. V. (HAG)

Initiative Bildungsketten „Abschluss und Anschluss – Bildungsketten bis zum Ausbildungsabschluss“

Die beteiligten Akteure der Initiative „Abschluss und Anschluss – Bildungsketten bis zum Ausbildungsabschluss“ (Initiative Bildungsketten) helfen Jugendlichen, sich gezielt auf ihren Schulabschluss und beruflichen Einstieg vorzubereiten. Initiatoren sind das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), das Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) und die Bundesagentur für Arbeit (BA) in Zusammenarbeit mit den Ländern.

Die Initiative Bildungsketten trägt dazu bei, die Förderinstrumente von Bund und Ländern besser miteinander zu verzahnen. Dazu schließen Bund, Länder und BA landesspezifische Vereinbarungen zur Berufs- und Studienorientierung und zum Übergang Schule – Beruf. Die Länder bringen sich mit eigenen Förderinstrumenten und Maßnahmen in die Initiative

Bildungsketten ein. BMBF, BMAS und BA haben bereits eine entsprechende Vereinbarung mit 13 Ländern getroffen. Dadurch sollen kohärentere Strukturen in der Berufsorientierung und am Übergang Schule – Beruf geschaffen und der Fachkräftenachwuchs der Wirtschaft gesichert werden. Die Initiative Bildungsketten ist ein wesentlicher Bestandteil der Allianz für



Aus- und Weiterbildung 2015–2018.

Ziel ist es, möglichst jeden ausbildungsinteressierten jungen Menschen in eine Berufsausbildung zu vermitteln. Deshalb beginnt die Berufsorientierung frühzeitig und systematisiert. Bei Bedarf erhalten die Jugendlichen eine individuelle Begleitung bei der Erreichung des Schulabschlusses und der Integration in die Arbeitswelt. Dabei stehen verschiedene Förderinstrumente zur Verfügung:

- Potenzialanalyse
- Berufsorientierung
- Berufseinstiegsbegleitung
- Berufswahlpass
- Maßnahmen im Übergangsbereich
- Ehrenamtliches Coaching der Initiative VerA
- Maßnahmen in der Ausbildung

Bund-Länder-BA-Vereinbarung mit Hamburg zur Berufs- und Studienorientierung

Mit einer gemeinsamen Vereinbarung haben der Bund, die Hansestadt Hamburg und die BA im Herbst 2015 eine enge Zusammenarbeit und eine Abstimmung ihrer Förderinstrumente und Maßnahmen in der Berufs- und Studienorientierung und am Übergang Schule – Beruf im Rahmen der Initiative Bildungsketten verabredet. Gemeinsames Ziel ist es, für jeden Jugendlichen die Voraussetzung für einen nahtlosen Übergang von der Schule in den Beruf zu schaffen – dazu zählen auch verbindliche Maßnahmen der Berufsorientierung wie verstärkte Angebote an gymnasialen Oberstufen, aber auch die sogenannte prozessorientierte Hamburger Potenzialanalyse (phP). Hamburg ist damit eines der ersten Länder, mit denen eine solche Vereinbarung geschlossen wurde. Mehr Infos zum aktuellen Stand der Vereinbarungen unter www.bildungsketten.de/strukturen-schaffen und den kompletten Text der Vereinbarung Hamburg unter www.bildungsketten.de/vereinbarung-hamburg.

Förderinstrumente der Initiative Bildungsketten im Überblick

Potenzialanalyse: Kompetenzen entdecken

Die Potenzialanalyse ist für alle Schüler*innen ab der 7. Klasse

der Einstieg in die Berufsorientierung. Das stärkenorientierte Instrument erfasst personale, soziale und methodische Kompetenzen (z.B. Konzentrations- und Teamfähigkeit), fördert die berufliche Selbstkompetenz und gibt Förderempfehlungen für die persönliche Entwicklung.

Berufsorientierung: Berufe ausprobieren

Ab Klasse 8 beginnt die praxisnahe Berufsorientierung. In Werkstatttagen haben die Jugendlichen zwei Wochen Zeit, mindestens drei Berufsfelder kennenzulernen. Bei ihrer künftigen Berufswahl können sie sich an diesen praktischen Einblicken in die Arbeitswelt orientieren. Einen Einblick in verschiedene Berufsfelder gibt z.B. das Berufsorientierungsprogramm (BOP) des BMBF. Neben berufsorientierenden Angeboten der Berufsberatungen an den Schulen unterstützt die BA die Berufswahlvorbereitung durch Berufsorientierungsmaßnahmen nach § 48 Drittes Buch Sozialgesetzbuch (SGB III).

Eckdaten zur Initiative Bildungsketten

Initiatoren:

Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) und Bundesagentur für Arbeit (BA) in Zusammenarbeit mit den Ländern.

Laufzeit:

2010–2020

Fördervolumen:

460 Millionen Euro (2010–2014); 1,3 Milliarden Euro (2014–2018) für Potenzialanalyse, Berufsorientierungsprogramm, Berufseinstiegsbegleitung und ehrenamtliches Coaching. Die Berufseinstiegsbegleitung wird durch das Bundesministerium für Arbeit und Soziales, den Europäischen Sozialfonds und die Bundesagentur für Arbeit gefördert.

Berufseinstiegsbegleitung: auf die Ausbildung vorbereiten
 Hauptamtliche Berufseinstiegsbegleiter*innen unterstützen die Jugendlichen auf ihrem Weg von der Schule bis in die Berufsausbildung. Die Begleitung beginnt ab der Vorabgangsklasse, erfolgt in enger Abstimmung mit der Schule und der Berufsberatung und wird bis ins erste Ausbildungsjahr fortgesetzt. Damit bildet die Berufseinstiegsbegleitung die Gesamtklammer in der Berufsorientierung der Jugendlichen.

Berufswahlpass: Stärken dokumentieren
 Der Berufswahlpass bringt Ordnung in die Berufsorientierung. Die Schüler*innen sammeln ihre Erfahrungen, Erkenntnisse und Dokumente im Berufswahlpass. Der Berufswahlpass begleitet die Jugendlichen unter anderem dabei, Betriebspraktika auszuwerten, den Bewerbungsprozess zu gestalten oder den nächsten Lernabschnitt zu organisieren.

Maßnahmen im Übergangsbereich: in Ausbildung vermitteln
 Wenn die Integration in Ausbildung nicht unmittelbar nach der Schule gelingt, bereiten spezielle Angebote im Übergangsbereich auf den Einstieg ins Berufsleben vor. Vorrang haben Maßnahmen und Angebote, die praxisnah und zielorientiert sind, das heißt, dass sie möglichst schnell in eine betriebliche Ausbildung führen und die Qualifikation sowie Kompetenzen der Jugendlichen systematisch erweitern. Dazu zählen insbesondere die Einstiegsqualifizierung (EQ) oder EQ kombiniert mit ausbildungsbegleitenden Hilfen (EQ Plus).

Ehrenamtliches Coaching (Initiative VerA): in der Ausbildung am Ball bleiben

VerA ist ein mögliches Förderinstrument des Bundes zur Begleitung von Jugendlichen. Auch nach der Berufseinstiegsbegleitung bleiben die Jugendlichen nicht allein: Die Initiative zur „Verhinderung von Abbrüchen und Stärkung Jugendlicher in der Berufsausbildung“ (VerA) des Senior Experten Service (SES) richtet sich an alle, die während der Berufsausbildung auf Schwierigkeiten stoßen und mit dem Gedanken spielen, die Lehre abzubrechen. Auf Wunsch stellt VerA diesen Jugendlichen ehrenamtliche Ausbildungsbegleiter*innen zur Seite – Vertrauenspersonen, die ihnen Stärke und Orientierung vermitteln und individuell helfen.

Maßnahmen in der Ausbildung: den Ausbildungserfolg absichern

Unterstützungsangebote in der Ausbildung tragen dazu bei, das Ausbildungsverhältnis zu stabilisieren, den Ausbildungserfolg abzusichern und Ausbildungsabbrüche zu verhindern. Neben der Berufseinstiegsbegleitung und der ehrenamtlichen Ausbildungsbegleitung (VerA) bieten ausbildungsbegleitende Hilfen (abH) und die Assistierte Ausbildung (AsA) Unterstützung für Auszubildende und Betriebe.

Autor: Michael Schulte, Bundesinstitut für Berufsbildung (BIBB), Arbeitsbereich 4.4 „Stärkung der Berufsbildung, Bildungsketten“, Servicestelle Bildungsketten
 michael.schulte@bibb.de, www.bildungsketten.de

Junge Menschen mit Pflegeverantwortung Psychosoziale Gesundheit(sförderung) und Begleitung von Übergangsprozessen in dieser Lebensphase

Laut der aktuellen Pflegestatistik des Statistischen Bundesamtes aus dem Jahr 2015 sind knapp 2,9 Millionen Menschen in Deutschland im Sinne des SGB XI pflegebedürftig (Statistisches Bundesamt, 2017). Hiervon werden 2,08 Millionen Personen zu Hause von Angehörigen (1,38 Millionen) oder von Angehörigen in Zusammenarbeit mit ambulanten Pflegediensten (692.000) versorgt (ebd.). Nach Geyer und Schulz (2014) berichten im Rahmen des Europäischen Haushaltspanels sogar rund 7,9 Millionen Personen in Deutschland von erheblichen langfristigen Einschränkungen in Bereichen der Aktivitäten des täglichen Lebens (ADL).

Dass auch Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene einem erkrankten Familienmitglied Pflege und Unterstützung bieten, ist ein globales Phänomen (Leu, 2014) – je nach Alter und Erhebungsmethode wird von 2% – 8% berichtet (Leu & Becker, 2016). In Großbritannien, wo zu jungen Menschen mit Pflegeverantwortung – Young Carers (YC) und Young Adult Carers (YAC) genannt – seit den 1990er Jahre geforscht wird, gibt es bereits ein gesellschaftliches Bewusstsein, ein breites Forschungsfeld sowie ein ausgebautes Netz an Unterstützungssystemen für diese Zielgruppe



(Leu & Becker, 2016). In Deutschland gewinnt diese Thematik erst seit kurzer Zeit mehr Aufmerksamkeit, und es sind zurzeit nur wenige Unterstützungsangebote (z.B.: „young carers deutschland“ des Kinderschutzbundes Bad Segeberg, „echt unersetzlich...!“ von Pflege in Not, Berlin, „Pausentaste“ des BMFSFJ) vorhanden.

Die Situation junger Menschen mit Pflegeverantwortung

„Diese Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind unter 18 Jahre (YC) bzw. unter 25 Jahre (YAC) und erbringen Pflege, Betreuung oder Unterstützung für Angehörige. Sie übernehmen auf einer oft regelmäßigen Basis

maßgebliche oder substantielle Pflegeaufgaben und tragen Verantwortung, die normalerweise mit Erwachsenen in Verbindung gebracht wird. Die pflegebedürftige Person ist meist ein Elternteil, kann aber auch ein Geschwister, ein Großelternteil oder ein anderer Angehöriger mit einer körperlichen, psychischen oder kognitiven Gesundheitsbeeinträchtigung sein, die Pflege, Unterstützung und Überwachung erfordern“ (Becker, 2000, S. 378, Übers. d. A. Leu).

Ein wesentliches Merkmal dieser jungen Menschen ist die Verborgenheit, in der sie leben. Diese lässt sich häufig auf zwei Gründe zurückführen. Zum einen sehen sie sich selbst gar nicht als pflegende Angehörige an. Für sie ist es ein Teil ihres „normalen“ Familienlebens (Smyth, Blaxland & Cass, 2011). Zum anderen fürchten sie oft, dass bei der Kontaktaufnahme zu Behörden, Einrichtungen etc.

ein ungewollter Eingriff in das Familienleben erfolgt oder die Familie sogar getrennt wird (ebd.; Leu & Frech, 2015).

YC und YAC können im Zuge ihrer Pflege- und Unterstützungstätigkeiten eine Vielzahl an positiven aber auch negativen Auswirkungen erleben. Es werden eine erhöhte Reife (Nagl-Cupal, Daniel, Kainbacher, Koller & Mayer 2014) sowie enge familiäre Beziehungen beschrieben (Rose & Cohen, 2010). Negative Auswirkungen können sich auf körperlicher, emotionaler, sozialer und schulischer Ebene zeigen (Nagl-Cupal et al., 2014). Es gibt verschiedene Gründe, warum YC und YAC Pflege- und Unterstützungstätigkeiten in der Familie übernehmen. Neben äußeren Einflussfaktoren, wie beispielsweise der sozioökonomische Status der Familie (Metzing & Schnepf, 2008), unzureichende professionelle Unterstützung oder fehlende familiäre und soziale Netzwerke, beeinflussen auch subjektive Beweggründe (z.B. Wunsch nach gemeinsamer Zeit, Handeln aus Liebe) die Übernahme von Pflege und Unterstützung (Kaiser, 2017). Sowohl die äußeren Einflussfaktoren als auch die subjektiven Beweggründe bedingen die Einordnung der Pflege- und Unterstützungstätigkeiten der YC und YAC auf einem Kontinuum zwischen Wahlmöglichkeit und Alternativlosigkeit (ebd.).

Junge Menschen mit Pflegeverantwortung in Übergangsprozessen

Der Übergang zwischen Jugend- und Erwachsenenalter stellt für junge Menschen mit Pflegeverantwortung einen herausfordernden und komplexen Lebensabschnitt dar (Carers Trust, 2015). Dabei stechen die Bereiche Erwerbstätigkeit, unabhängige Lebensführung und Gesundheit hervor (Hamilton & Adamson, 2013). Die häufig bereits langjährigen Pflege- und Unterstützungsverhältnisse der Kindheit und Jugend bleiben auch im jungen Erwachsenenalter bestehen. YC und YAC müssen demnach ihre eigenen individuellen Bedürfnisse mit dem Bedarf und den Notwendigkeiten der Pflege und Unterstützung

für ihren Familienangehörigen ins Gleichgewicht bringen (Nagl-Cupal, Metzing & Mayer, 2015). Die Forschungslage zu YC und YAC in diesen Übergangsprozessen ist sowohl im deutschsprachigen Raum als auch international noch in den Anfängen (Nagl-Cupal et al., 2015). Erste Studien mit unterschiedlichen Forschungsansätzen zeigen jedoch, dass die typischen Entwicklungsaufgaben junger Erwachsener, Aufnahme und Teilnahme an Studium und Ausbildung, Eintreten in den Arbeitsmarkt, Gründung eines eigenen Haushalts und das Eingehen einer intimen Beziehung, für die Zielgruppe erschwert sind bzw. von ihren Pflege- und Unterstützungstätigkeiten beeinflusst werden (Hamilton & Adamson, 2013; Nagl-Cupal et al., 2015; Becker & Becker, 2008).

Um eine ganzheitliche Unterstützung von YC und YAC zu gewährleisten, ist eine interdisziplinäre Zusammenarbeit von den Berufsgruppen im Bildungs-, Sozial- und Gesundheitswesen erforderlich (Schulze & Kaiser, 2017). Schule gilt für die Implementierung von Unterstützungsangeboten als ein vorrangiger Ort, da YC und YAC hier einen großen Teil ihres Tages verbringen (Thomas, Stainton, Jackson, Cheung, Doubtfire & Webb, 2003). In Großbritannien zeigt sich, dass durch die Interventionen negative Auswirkungen im schulischen Bereich zurückgegangen sind (Dearden & Becker, 2004).

Aktivitäten in Hamburg

Die Arbeitsgruppe JUMP (Junge Menschen mit Pflegeverantwortung) des Vereins „wir pflegen – Interessenvertretung begleitender Angehöriger und Freunde in Deutschland e.V.“ hat es sich zur Aufgabe gemacht, auf die Zielgruppe der jungen Menschen mit Pflegeverantwortung in unterschiedlichen Lebenslagen aufmerksam zu machen und Institutionen für die Unterstützung dieser Zielgruppe zu sensibilisieren. Ein wesentlicher Schritt war eine Fachtagung im November 2017 (http://www.wir-pflegen.net/wp-content/medien/JUMP_Fachtag_Doku18-02-11.pdf), die zu vielen Nachfragen und weiterer Unterstützung der AG-Arbeit geführt hat. Neben Fachpersonen aus dem Bildungs-, Sozial- und Gesundheitswesen sind auch YAC oder ehemalige YC und YAC in der Gruppe aktiv.

Auf der Grundlage der internationalen Forschungsergebnisse wird zurzeit ein Konzept für Schülerinnen und Schüler mit Begleitung der Lehrkräfte und Eltern entwickelt, um den Wirkungsraum Schule für Problemlagen und Bedarfe von YC und YAC zu sensibilisieren und Unterstützungsbedarfe aufzuzeigen.



Autorinnen und Literatur: Anna-Maria Spittel, anna-maria.spittel@uni-oldenburg.de, www.uni-oldenburg.de/anna-maria-spittel/; Dr. Hanneli Döhner, doehner@wir-pflegen.net, www.wir-pflegen.net/projekte/jump-junge-menschen-mit-pflegeverantwortung/



Modellprojekt Qplus

Neue Unterstützungsformen im Quartier

Qplus hat das Ziel, neue Unterstützungsformen im Quartier zu entwickeln. Quartierslots*innen unterstützen Menschen mit Assistenzbedarf dabei, selbstständig im Quartier zu leben und ihren Alltag nach ihren Vorstellungen zu organisieren. Dafür beziehen sie alle Ressourcen aus dem sozialen Umfeld und dem Quartier sowie technische Lösungen mit ein. Die Betrachtung des ganzen Lebens des Menschen ist wesentlich, damit Hilfeleistungen nicht nur den Ausgleich eines Defizits schaffen und isoliert stattfinden. Passgenaue, an der Lebenswelt des Menschen orientierte, Sozialgesetzgebung-übergreifende Lösungen werden entwickelt, indem Unterstützung nicht nur bei speziellen Dienstleistungen der Eingliederungshilfe gesucht wird, sondern gleichermaßen im allgemeinen Sozial- und Bildungssystem sowie durch informelle soziale Unterstützung im Gemeinwesen. Wenn Menschen derart unterstützt ihr Leben in die eigene Hand nehmen, trägt dies wesentlich zur psychosozialen Gesundheit bei. Das Projekt richtet sich an Menschen, die einen Anspruch auf Eingliederungshilfe haben.

Zu Beginn ein Beispiel

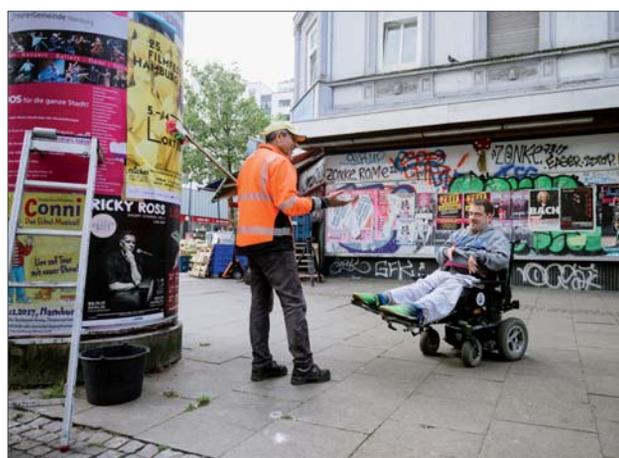
Frau Ma sitzt nach einer schweren Erkrankung im Rollstuhl. Oft fühlt sie sich einsam. Mit dem Quartierlotsen findet sie heraus, was ihr wichtig ist: Den kostenfreien Mittagstisch im Senior*innenzentrum sowie einen Computerkurs zu besuchen und mehr Zeit außerhalb ihres Hauses zu verbringen. Bisher unterstützen die 50-Jährige ein ambulanter Pflegedienst und eine pädagogische Assistentin. Aber allein kann sie ihre Wohnung nicht verlassen. Wie kann sie ihr Leben anders organisieren? Über einen Quartierlotsen findet sie den 56-Jährigen Herrn Ti, der sich in seiner Nachbarschaft engagieren möchte. Daraus entwickelt sich ein freundlicher Kontakt: Sie gehen an der Elbe spazieren, besuchen den Mittagstisch oder verabreden sich zum Kino. Auf Anregung vom Quartierlotsen wird der Rollstuhl technisch aufgerüstet und ist leichter zu schieben. Ein Notrufknopf bietet mehr Sicherheit im Zuhause. Herr Ti besucht einen Pflegehilfekurs. Er kann sich für seine Dienste bei Frau Ma etwas dazuverdienen. Zweimal die Woche begleitet er Frau Ma zu ihrer Arbeit, so dass diese keinen Fahrdienst mehr braucht. Beide freuen sich über ihre neue Verbindung im Stadtteil.

Was ist Qplus?

Mit dem Modellprojekt Qplus wird die Unterstützung für Menschen, die Leistungen der Eingliederungshilfe beziehen, neu gestaltet: Sie findet vor Ort statt, bündelt Einzelleistungen aus den Sozialgesetzbüchern (SGB) und bezieht alle vorhandenen Ressourcen im Sozialraum mit ein. Die Unterstützung wird

Qplus ist eine Initiative der Evangelischen Stiftung Alsterdorf (ESA) in Partnerschaft mit der NORDMETALL-Stiftung. Das Modellprojekt ist Teil eines fünfjährigen Trägerbudgets. Dies haben die Hamburgische Sozialbehörde und die ESA vereinbart, um neue Konzepte der Unterstützung zu entwickeln und umzusetzen. Die Stiftung hat Qplus zusammen mit der Sozialbehörde und der Gesundheitsbehörde erarbeitet, das Projekt wird regelmäßig gemeinsam ausgewertet und weiterentwickelt. Qplus wird wissenschaftlich begleitet durch das Institut für Stadtteilentwicklung, Sozialraumorientierte Arbeit und Beratung der Universität Duisburg-Essen.

sehr individuell entlang der Interessen der Menschen geplant. Bisher haben 65 Menschen an dem Projekt teilgenommen. Sieben Quartierlots*innen standen zur Begleitung zur Verfügung. Qplus wird maßgeblich gesteuert und in die Praxis gebracht durch die beiden Tochtergesellschaften der Evangelischen Stiftung Alsterdorf (ESA), die alsterdorf assistenz ost und alsterdorf assistenz west.



Wie arbeitet Qplus?

„Quartierlots*innen sind professionelle Fachkräfte, die als direkte Ansprechpartner*innen und Begleitung zur Verfügung stehen“, sagt Andrea Stonis, Geschäftsführerin der alsterdorf assistenz west. „Sie unterstützen dabei, das Leben nach den eigenen Vorstellungen zu gestalten, zum Beispiel, wenn sich etwas verändert oder verändern soll – das Wohnen, die Arbeit oder die Freizeit; die Person mit ihrer gegenwärtigen Lebenssituation unzufrieden ist, aber nicht so genau weiß, was anders werden soll oder Menschen ein Ziel haben und nach Wegen suchen, es zu erreichen.“

Die Quartierlots*innen arbeiten dabei mit folgenden Fragen aus Sicht der Klient*innen:

1. Was kann ich selbst tun, eventuell mit technischer Hilfe?
2. Wie können mich Familie, Freund*innen oder Nachbar*innen unterstützen?
3. Welche Unterstützung kann das Quartier bieten, wie Vereine, Initiativen oder Geschäfte?
4. Welche ergänzenden Hilfen durch Profis benötige ich?
5. Was kann und will ich selbst für andere Menschen tun?

Welche Ziele verfolgt Qplus?

Mit Qplus stellt die ESA den Unterstützungsprozess für Menschen, die Eingliederungshilfe- oder Pflegeleistungen beziehen, „vom Kopf auf die Füße“: Er findet dort statt, wo die Menschen leben, fokussiert auf das, was sie wirklich wollen und bezieht dabei einflussreich alle Ressourcen ein, die das Gemeinwesen und die darin lebenden Menschen zu bieten haben. Er hinterfragt bestehende Settings und ermöglicht es, bestehende Leistungen in kreativer Weise neu zu verbinden. „Unser Ziel ist: Wir wollen gemeinsam mit den Menschen mit Assistenzbedarf neue Unterstützungsformen im Quartier entwickeln“, sagt Thomas Steinberg, Geschäftsführer der Alsterdorf Assistenten Ost.

Die Bedarfserhebung und Teilhabeplanung in der Eingliederungshilfe erfolgt in Hamburg bislang über den individuellen Hilfebedarf nach der Metzler-Systematik. Die Umsetzung folgt der Logik: Je höher der Hilfebedarf des Menschen, desto mehr Geld erhalten die Dienstleister*innen. „Das Modellprojekt Qplus sucht nach Möglichkeiten, diese Logik umzukehren: Diejenigen, die soziale Dienstleistungen in Anspruch nehmen, stellen sich mit Unterstützung von Quartierslots*innen Schritt

für Schritt ihren individuellen Unterstützungsmix zusammen“, so Steinberg.

Das Modellprojekt Qplus ist Teil einer Gesamtvereinbarung im Rahmen eines fünfjährigen Trägerbudgets und wird steuernd begleitet durch ein behördenübergreifendes Gremium der Sozial- und Gesundheitsbehörde. Dies haben die Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und Integration (BASFI) und die ESA vereinbart.

Qplus zeigt, wie wirkungsvoll Menschen mit Unterstützungsbedarf eine*n Quartierslotsin/-lotsen nutzen können, die*der ähnlich wie ein Coach fungiert. Ausgehend vom Willen der Betroffenen, werden gemeinsam konsequent die Ressourcen des Umfelds, des Quartiers erschlossen und ein neuer ‚Bürger*in-Technik-Profimix‘ erarbeitet. Ein solches Vorgehen bringt einen deutlichen Zugewinn zu einem selbstbestimmten Leben, so das Fazit der ersten vier Jahre.

Kontakt: Karen Haubenreisser, Leitung Qplus / Q8
Sozialraumentwicklung, Evangelische Stiftung Alsterdorf
k.haubenreisser@q-acht.net, www.q-acht.net/qplus

In Rente, aber aus dem Tritt

Ein Mann, der seinen Beruf liebt, wird in Rente geschickt und erlebt die größte Krise seines Lebens. Wolfgang Proisinger, er war Journalist in Berlin, hat darüber einen Roman geschrieben. Geht es um ein Einzelschicksal oder um einen typischen Fall?

Es ist Thomas Heckers letzter Arbeitstag. Jahrzehntlang hat er als Redakteur für Zeitschriften gearbeitet, meistens mit Begeisterung. Nun ist er 65 Jahre alt und nimmt Abschied von den Kolleg*innen. Hecker hat diesen Moment vorher in Gedanken durchgespielt, aber erst jetzt wird ihm klar: Das hier ist die größte Zäsur meines Lebens. Er hatte geheiratet und sich wieder scheiden lassen, er war eine zweite Ehe eingegangen, ist Vater einer Tochter geworden, doch bisher hatte kein Ereignis

ihn so getroffen wie das Ende seines Arbeitslebens.

Thomas Hecker ist die Hauptfigur in dem Roman „In Rente“. Geschrieben hat ihn der 2016 im Alter von 68 Jahren verstorbene Berliner Journalist und Buchautor Wolfgang Proisinger. Oft hat er sein Werk den Leser*innen vorgestellt und in Buchhandlungen oder öffentlichen Bibliotheken darüber diskutiert. Dabei stand immer wieder eine Frage im Raum: Ist Thomas Hecker ein Einzelfall oder geht es den meisten Neurentner*innen so?

Übergänge in die Rentenzeit

Wege vom Erwerbsleben in den Ruhestand haben sich vervielfältigt. Der Trend geht in Richtung vermehrter Erwerbs- und freiwilliger Tätigkeit: Immer mehr Menschen arbeiten bis zum Beginn der Regelgrenze für den Renteneintritt und immer mehr Rentner*innen (im niedrigen Rentenalter) gehen in geringem zeitlichen Umfang (5-10 Stunden/Woche) einer bezahlten Tätigkeit im Ruhestand nach (derzeit rund 23 Prozent). Im Vordergrund stehen Freude an der Arbeit und soziale Kontakte; finanzielle Motive sind ebenfalls vorhanden.

Freiwillig engagiert sind rund 34 Prozent der 65 – 69-Jährigen. Vor allem soziale Bereiche sind bei Älteren beliebt. Menschen in guter Gesundheit und mit höherer Bildung sind deutlich aktiver im Rentenalter. Diese Gruppe würde davon profitieren, wenn:

- Unternehmen bereits in der Zeit der Erwerbstätigkeit familiäre und ehrenamtliche Tätigkeiten unterstützen würden,
- es im Ruhestand mehr Möglichkeiten gäbe, sich bezahlt oder unentgeltlich zu engagieren,
- mehr Information, Beratung und Fortbildungen für ein Ehrenamt (zum Beispiel regelmäßige Medienberichte über Projekte) angeboten würden.

Sozial Benachteiligte und gesundheitlich eingeschränkte Personen sind im Ruhestand weniger freiwillig oder beruflich tätig. Während hier im Alter vor allem Unterstützung in der Bewältigung des Alltags erforderlich ist, sollten bereits im mittleren Erwachsenenalter u.a. durch bessere Krankheitsprävention die Chancen auf ein produktives Alter erhöht werden.

Quelle: Ines Sackreuther u.a. (2017): (Un-) Ruhestände in Deutschland. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Wiesbaden. https://www.bib.bund.de/SharedDocs/Publikationen/DE/Broschueren/top_un-ruhestaende_2017.pdf?__blob=publicationFile&v=3

Nachmittags der erste Cognac

Nach dem letzten Arbeitstag, so erzählt der Roman, gerät der Protagonist erst einmal richtig in den Schlamassel. Hecker langweilt sich, er geht kaum noch aus dem Haus und schenkt sich schon nachmittags den ersten Cognac ein. Hobbys hatte er nie und auch jetzt interessieren sie ihn nicht. Bei einem Besuch in der Redaktion spürt er, dass er nicht mehr dazugehört. Wie gern wäre er im Hamsterrad des Berufslebens geblieben! Ohne Job fühlt sich der pflichtbewusste, auf Leistung getrimmte Arbeitsmensch Hecker wertlos.

Wenn seine jüngere Frau abends von der Arbeit nach Hause kommt, jammert er ihr die Ohren voll. Frau und Tochter drängen ihn, endlich etwas zu tun. Aber was nur? „Hecker wird wütend und weiß nicht auf wen“ – mit diesem Satz beendete Wolfgang Proisinger oft den ersten Teil seiner Lesung. Nach weiteren Irrungen und Wirrungen, so viel sei verraten, findet der Roman dann aber doch noch ein positives Ende.

Als Rentner*in müsse man sein Leben regelrecht neu erfinden, sagte Proisinger häufig – und das schaffe kaum jemand. Zwar würden die meisten Ruheständler*innen vorgeben, es gehe ihnen gut, doch Proisinger blieb skeptisch: „Selten wird so viel gelogen wie bei diesem Thema.“ In Wirklichkeit sei der Übergang in den Ruhestand ein großer Schock – man büße nicht nur Status und Wertigkeit ein, sondern auch Einkommen. Frauen verkrafteten den Übergang oft besser, weil sie meist nicht so eindimensional auf die Arbeit fokussiert seien wie Männer, sagte Proisinger. Wie viel Proisinger in Thomas Hecker steckt, wollte das Publikum gelegentlich wissen: „60 Prozent bin ich“, sagte der Autor dann, „die übrigen 40 Prozent habe ich aus Gesprächen mit anderen Rentner*innen.“

Rentner*innen sind anfangs zufriedener

Offenbar hatte Proisinger nicht die gleichen Personen befragt wie Wissenschaftler am Deutschen Zentrum für Altersfragen (DZA). In einer Studie zur Lebenszufriedenheit von Neurentner*innen kommen Martin Wetzel und seine Kollegen zu einem anderen Ergebnis: Bei den meisten Studienteilnehmer*innen, die in den Ruhestand wechsel-

ten, erhöhte sich die Lebenszufriedenheit im ersten Jahr. Am stärksten ausgeprägt war der Effekt bei zuvor Erwerbslosen, denen als Rentner*innen nicht länger das Stigma der Arbeitslosigkeit anhaftet. Aber auch Männer und Frauen, die direkt aus dem Beruf in Rente gehen, zeigen sich der Studie zufolge etwas zufriedener als vorher.

Binnen acht Jahren nach dem Renteneintritt zeigen sich jedoch deutliche Unterschiede: Höhergebildete können ihre Lebenszufriedenheit demnach besser aufrechterhalten als Personen mit niedrigerem Bildungsniveau. Menschen mit mehr Bildung, so vermuten die Forscher um Martin Wetzel, gelingt es oft besser, neue, langfristig zufriedenstellende Alltagsstrukturen aufzubauen. Sie haben im Laufe ihres Lebens Ressourcen gesammelt, die ihnen beim Ruhestandsübergang von Vorteil sein können.

Ist Hecker ein Auslaufmodell?

Auf die Romanfigur Thomas Hecker treffen die Studienergebnisse nur teilweise zu: Seine Lebenszufriedenheit sinkt nach dem Renteneintritt gegen null und er braucht relativ lange, um ein neues Gleichgewicht zu finden. Dass Hecker kein Interesse an Hobbys oder Ehrenämtern zeigt, deckt sich jedoch mit der Studienlage. Martin Wetzel: „Was man vorher nicht gemacht hat, fängt man als Rentner kaum noch an – dazu gehören auch Freundschaften.“

Wolfgang Proisinger setzte seine Hoffnung auf nachfolgende Generationen. Seine jüngeren Redaktionskolleg*innen, so erzählte er gerne, seien nach der Geburt ihrer Kinder alle in Elternzeit gegangen. Womöglich meistern sie, die neben Arbeit noch andere Schwerpunkte kennen, den Renteneintritt später einmal besser als ihre Väter. Und vielleicht ist bis dahin auch die starre Regelaltersgrenze gefallen, die heute noch viele in einen Ruhestand zwingt, den sie gar nicht wollen. Dafür setzte sich Wolfgang Proisinger bis zuletzt ein.

Autorin: Lilo Berg ist Wissenschaftsjournalistin

www.lilobergmedia.de

Der Artikel wurde zuerst auf der Themenseite Altern (altern-in-deutschland.de) der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina veröffentlicht.

In Rente. Der größte Einschnitt unseres Lebens

«Was für eine Zumutung, dachte Hecker, dass wir gerade im Alter gezwungen sind, aus diesem Trott, den wir uns wohlweislich geschaffen haben, herauszutreten und das Leben neu zu erfinden. In Rente, fand Hecker, und er hielt das für eine nüchterne Betrachtung, sollte man eigentlich mit zwanzig gehen, dann hätte man Kraft für diesen Lebensumschwung. Aber ihn mit seinen 65 Jahren damit zu belästigen – «Nein danke», rief er laut, und er fand sich wunderbar, weil er allein in der Küche stand, Pilze putzte und nirgendwo ein Zuhörer war.» Nichts bedeutet eine größere Veränderung für unser Leben als der Renteneintritt. Denn wir werden ab der Grundschule vom Leistungsgedanken bestimmt: Schule schaffen, Job bekommen,

Karriere machen etc. Plötzlich aber geht es nicht mehr um Leistung. Eine Konstante, die das Leben 60 Jahre lang bestimmt hat, bricht weg. Ist das ein Glücksfall, weil leidige Pflichten und Zwänge endlich wegfallen? Oder bedeutet es den Absturz in die Bedeutungslosigkeit und den Verlust des Lebenssinns? Einfühlsam, dicht und humorvoll beschreibt Proisinger den Weg in die Rente, der uns alle – ganz unmittelbar oder als Angehörige – angeht.

Wolfgang Proisinger (2014). In Rente. Der größte Einschnitt unseres Lebens. Reinbek: Rowohlt. 240 S. EUR 9,99. ISBN: 978-3-498-05314-7

Übergänge ressourcenorientiert gestalten

Wie können Kinder den Übergang von der Kita in die Grundschule gut bewältigen? Mit dem Institutionswechsel sind viele Herausforderungen für sie selbst und ihr Umfeld verbunden. Vor einem kompetenzorientierten Hintergrund widmen sich die Autorinnen Melanie Eckerth und Petra Hanke der vielfältigen „Kinderstärken“, ihrer individuellen, interaktionalen und kontextuellen Ressourcen. Diese haben als Schutzfaktoren maßgeblichen Einfluss darauf, wie die sich anbahnenden Veränderungen und die damit verbundenen Entwicklungsaufgaben vom Kind erlebt werden. Ein weiterer Fokus liegt auf der Bedeutung der Pädagog*innen und Eltern, die das Kind stärken können, von denen letztere aber selbst aktiv den Übergang durchlaufen und hierbei gegebenenfalls einer Unterstützung bedürfen. Darüber hinaus stellen die Autorinnen einige zukunftssträchtige Modellprojekte vor und unterstreichen den Wert von Kooperationsstrukturen zwischen Kita, Schule und Elternhaus.

Melanie Eckerth/Petra Hanke (2015), Übergänge ressourcenorientiert gestalten: Von der KiTa in die Grundschule. Stuttgart: W. Kohlhammer. 135 S. EUR 22,99. ISBN 978-3-17-024243-2

Jugendliche in den Blick

Jugendliche wurden lange überwiegend als Problemträger oder Problemverursacher betrachtet. Scheiterten Hilfemaßnahmen suchte man die Ursachen einzig beim Jugendlichen. Mittlerweile herrscht fachlich übergreifender Konsens, dass die Schlüsselfaktoren für ein erfolgreiches Arbeiten mit jungen Menschen in der Partizipation, der Förderung und der Nutzung ihrer Ressourcen liegen.

Der Sammelband enthält acht Beiträge, welche die Bandbreite jugendlicher Entwicklungsaufgaben aus unterschiedlichen Blickwinkeln darstellen. Gleichzeitig werden praxisbezogene Lösungen und Hilfeleistungen aufgezeigt.

Zunächst gibt es praxistaugliche Anregungen für Zugänge, Strategien und Lösungsansätze in der Arbeit mit Jugendlichen und Eltern. Unter dem Titel „Partizipation in der Krise“ werden im zweiten Beitrag die Selbstbemächtigung Jugendlicher nach traumapädagogischen Standards thematisiert und klare Forderungen an die Jugendhilfe formuliert. Einen wichtigen Beitrag zur Prävention von Kindeswohlgefährdung im institutionellen Rahmen kann frühgenutzte Fachberatung leisten. Ablauf und Bedeutung werden entsprechend den aktuellen Standards dargestellt.

Zum Thema Schulverweigerung finden sich verschiedene Erklärungsansätze und entsprechende Hilfezugänge für die Betroffenen. Werden junge Menschen aus Heimerziehung und Pflegefamilien in den Blick genommen wird klar, dass der Übergang zum Erwachsenen nur gut gelingen kann, wenn die Jugendlichen partizipativ an diesem Prozess beteiligt werden. Der Beitrag über Jugendarmut stellt ebenfalls heraus, wie entscheidend Einbeziehung, Kompetenzaufbau und Ermächtigung der jungen Menschen für einen langfristigen Erfolg sind. Als aktuelle Bewältigungsform von Entwicklungsaufgaben

werden Selfies als medialer Ausdruck von Selbst- und Körpermanagement thematisiert und resultierende Aufgaben für eine zeitgemäße Pädagogik zum Umgang mit Medien abgeleitet. „Kinder des Salafismus“ befasst sich abschließend mit Kindern extremistischer Familien und mit sich radikalisierenden Jugendlichen.

Die Autor*innen liefern in diesem Werk viele spannende Aspekte und interessante Ansätze, die Jugendliche immer auch aktiv und mitgestaltend in den Blick nehmen.

Bundesarbeitsgemeinschaft der Kinderschutz-Zentren e.V. (Hrsg.) (2017). Jugendliche in den Blick. Übergänge und Übergangene in der Kinder- und Jugendhilfe. Köln: Die Kinderschutz-Zentren. 162 S. EUR 12,95. ISBN 978-3-943243-16-1

Impressum

Herausgeberin

Hamburgische Arbeitsgemeinschaft für Gesundheitsförderung e.V. (HAG)

Hammerbrookstraße 73 | 20097 Hamburg

Telefon: 040 2880364 0 | Fax: 040 2880364 29

E-Mail: buero@hag-gesundheit.de

Internet: www.hag-gesundheit.de

V.i.S.d.P.: Petra Hofrichter

Redaktion: Claudia Duwe | Katharina Ehmann | Dörte Frevel | Mareen Jahnke | Petra Hofrichter | Susanne Kohler
Christine Ort

Beiträge: Drⁱⁿ. Magdalena Arrouas | Lilo Berg | Yvonne de Buhr | Dr. Hanneli Döhner | Katharina Ehmann | Christiane Färber | Prof. Dr. Raimund Geene | Karen Haubenreisser | Petra Hofrichter | Imke Müller-Maack | Klaus Schuller | Michael Schulte | Anna-Maria Spittel

Koordination: Dörte Frevel

Satzerstellung: Christine Ort

Druck: Drucktechnik

Auflage: 2500

ISSN: 1860-7276

Erscheinungsweise: 2 x jährlich (Mai und November)

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des*der Autor*in wieder, nicht unbedingt die der Redaktion.

Fotos/Grafiken: S. 6: http://www.promenteaustria.at/fileadmin/PDF-Dokumente/10_Schritte-Postkarte_2016.pdf, S. 8: https://gesundheitsziele-oesterreich.at/website2017/wp-content/uploads/2018/01/bericht_gz9_psychosoziale-gesundheit-bei-allen-bevoelkerungsgruppen-foerdern-1.pdf, S. 9, www.pffh-hamburg.de, S. 10 oben: [schatzsuche](http://www.schatzsuche.de) | windecker_www.photocase.de, S.10 unten: www.schatzsuche.de, S. 11: <http://hag-landungsbruecke.de>, S. 14, 15: www.wir-pflegen.net/jump, S. 16: Heike Günther

Sie können StadtpunkteThema kostenlos bestellen: per Telefon, Fax oder E-Mail.

In Hamburg aktiv und gesund

Die Hamburgische Arbeitsgemeinschaft für Gesundheitsförderung e.V. (HAG) macht sich für soziallyagenbezogene Gesundheitsförderung und Prävention in Lebenswelten stark. Sie arbeitet auf Grundlage der Ottawa Charta. Ihr Ziel ist, das körperliche, seelische und soziale Wohlbefinden der Hamburger Bevölkerung zu stärken.

Als landesweites Kompetenzzentrum für Gesundheitsförderung organisiert sie Netzwerke, koordiniert fachlichen Austausch, berät Institutionen, Einrichtungen und Initiati-

ven, bietet Qualifizierungsangebote, unterstützt Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung, informiert zu aktuellen Fragen und fördert Projekte von Dritten.

Die HAG ist unabhängig und gemeinnützig. Ihre Arbeit wird finanziert aus Mitteln der Behörde für Gesundheit und Verbraucherschutz (BGV) sowie aus Projektmitteln von Krankenkassen (GKV) und anderen Trägern.

www.hag-gesundheit.de